

David Ehl

aus Deutschland



Wenige Perspektiven, viele Ideen – die Situation der „Born Free“- Generation Simbabwe nach der Ära Mugabe

Stipendien-Aufenthalt in Simbabwe

vom 18. September bis 31. Oktober 2019

Inhalt

1. Prolog – Simbabwe und ich

2. Einführung – Simbabwe, Herbst 2019
 - 2.1 Ende einer Ära: Begräbnis von Robert Mugabe
 - 2.2 State of the Nation: Simbabwe nach Mugabe
 - 2.3 Mein Projekt – Generation Mugabe

3. Generation Mugabe – So geht es den „Born Frees“
 - 3.1 Samantha Kureya: Zu jung, um die Regierung zu kritisieren
 - 3.2 Makomborero Haruzivishe: Der Getriebene
 - 3.3 Obey Sithole: Junges Gesicht der Opposition
 - 3.4 Kudakwashe Dhliwayo: Volle Kraft voraus
 - 3.5 Awadil Farooqi: Workington ist jetzt Waitington
 - 3.6 Danai Mupfumira: Arm trotz Arbeit
 - 3.7 Peter Musavayi: Farmer, Unternehmer, Innovator
 - 3.8 Spencer Manyuchi: Von der Schule in die Arbeitslosigkeit
 - 3.9 Sylvia Khumalo: Wenn ein Job nicht mehr reicht
 - 3.10 Paul Tongofa: Mit einem Bein im Flugzeug
 - 3.11 Ha'Tikwah: Leben in der Diaspora
 - 3.12 Neville Starling: Auf der Suche nach Identität

4. Fazit – Wie geht es weiter für die „Born Frees“ von Simbabwe?

1. Prolog – Simbabwe und ich

Da sitze ich nun, im Schatten eines mit Eis-Werbung bedruckten Kühllasters etwas abseits vom Geschehen, während 50 Meter weiter der Sarg des ehemals ältesten Staatsoberhauptes der Welt aufgebahrt ist. In Europa, wo ich herkomme, wissen die meisten Menschen kaum etwas über Simbabwe, aber mit dem Namen Robert Mugabe können viele etwas anfangen. In seinen 37 Jahren an der Macht hat der Mann sich einen gewissen Ruf erarbeitet; in den Wochen vor meiner Abreise habe ich eine Mugabe-Biografie gelesen, die mit „Ein afrikanischer Tyrann“ betitelt war.

Ein paar Monate, nachdem Mugabe sich nach einem Putsch im November 2017 von der Staatsspitze zurückziehen musste, habe ich begonnen, mich intensiver mit Simbabwe zu beschäftigen: Auf einer Recherchereise in Südafrika im Frühjahr 2018 weckten einige meiner Gesprächspartner mein Interesse für das Nachbarland. Die Rede war von einem Land, das von den Ketten der Vergangenheit befreit sei, und in dem nun eine neue Zeit anbreche. Ich wollte herausfinden, was die „Born Frees“ dazu beitragen – die junge Erwachsenengeneration, die nach der Unabhängigkeit im April 1980 zur Welt kam, die einen großen Teil der Bevölkerung ausmacht und bislang politisch und wirtschaftlich noch nicht gebührend zum Zug gekommen war.

Der afrikanische Kontinent hat mich ganz besonders interessiert und fasziniert, seit ich 2011 zum ersten Mal in Kenia war. Damals lebte ich noch im Saarland, wo ich 1988 geboren wurde und seitdem aufgewachsen bin. 2014, während ich im Masterstudiengang am Journalistischen Seminar der Universität Mainz mein Handwerkszeug lernte, war ich zum ersten Mal als Reporter auf dem Kontinent, damals mit einem Förderprogramm für junge Journalisten in Ghana. Nach meinem Abschluss 2015, einem sechsmonatigen Israel-Aufenthalt und einem kleinen Reportage-Projekt legte ich das Vorhaben, als freier Journalist zu arbeiten, erst einmal zu den Akten: Ich heuerte beim Online-Magazin Perspective Daily in Münster an, mit dem ich die Idee des Konstruktiven Journalismus fünf Tage die Woche mit Leben füllte. Aus Köln nach Westfalen zu ziehen, kam aber für mich trotzdem nicht infrage, und so verringerte ich dort mein Pensum und arbeitete nebenbei wieder frei.

Seit 2019 bin ich komplett freischaffend unterwegs – hauptsächlich für die Deutsche Welle, auch weiter für Perspective Daily, und unregelmäßiger auch für weitere Zeitungen und Radiosender.

Dass ich an diesem 28. September 2019 die Beisetzung Robert Mugabes beobachten konnte, habe nicht nur der Heinz-Kühn-Stiftung, sondern nicht zuletzt auch einem lokalen freien Mitarbeiter der DW und tollen Menschen zu verdanken – nicht nur, weil er mich mit nach Zvimba nahm, sondern auch, weil ich ohne seine Hilfe niemals rechtzeitig das richtige Dokument vom simbabwischen Informationsministerium bekommen hätte, das ich für meine Akkreditierung brauchte. Beinahe hätte Mugabes Tod Anfang September, kurz vor meiner Reise, die ganze Unternehmung gefährdet: Weil sie von der Trauerfeier berichten sollten, wurden viele ausländische Journalisten vom Ministerium im Eilverfahren mit so einer „Clearance“ ausgestattet – und mein Antrag blieb unbearbeitet liegen. Nach vielen Mails und Telefonaten schickte mir eine nette Mitarbeiterin, der ich an den Tagen zuvor zunehmend angespannt erklärte, dass ich nicht so einfach meine Reise verschieben könne, endlich per Mail das erforderliche Dokument. Sechs Stunden später startete in Frankfurt mein Airbus in Richtung Simbabwe.

2. Einführung – Simbabwe, Herbst 2019

2.1 Ende einer Ära: Begräbnis von Robert Mugabe

Unter zwei großen Zeltdächern finden sich bereits die ersten Trauernden ein, als nebenan noch Metall gefräst, gehämmert und geschweißt wird. Der staubige Acker hinter den ausladenden, niedrigen Häusern wird beschallt von traditionellen Liedern, die fünf Männer in die Mikrofone singen, begleitet von einer Trommel, streckenweise blasen sie in Tierhörner. Die Männer tragen die gleichen weißen T-Shirts wie viele Trauergäste: Vorne ist der junge Robert Mugabe in schwarz-weiß abgebildet, darunter steht „Cde. Robert G. Mugabe – Gushungo – 1924-2019“. Gushungo hieß Mugabes Clan, „Comrade“ (Cde.) ist eine ehrfürchtig benutzte Anrede aus den

Tagen des Unabhängigkeitskampfes. Als um 14 Uhr der Leichenwagen anrollt, Uniformierte den massiven, in eine simbabwische Flagge gehüllten Sarg herausschieben und unter einem Pavillon abstellen, sind 250, vielleicht 300 Menschen anwesend. Im scharfen Kontrast zu Mugabes Lebzeiten, in denen seine Auftritte Massenveranstaltungen waren, fiel seine Beisetzung geradezu intim aus. Der staatliche Fernsehsender ZBC war ausgesperrt worden, und auch für die vielleicht 30 übrigen angereisten Journalisten war bis zuletzt nicht klar, ob sie Mugabes Landsitz in Zvimba betreten dürfen. Am Ende war ich, soweit ich niemanden übersehen habe, der einzige ausländische Journalist.

Am 6. September war Robert Mugabe – Lehrer, Freiheitsaktivist, politischer Häftling des rhodesischen weißen Minderheitsregimes, vom Exil aus operierendes Mastermind des Unabhängigkeitskriegs, Panafrikanist, erster Premierminister und zweiter Staatspräsident Simbabwes, grausamer Diktator, dessen machtbesessene Agenda oft keine Rücksicht auf Menschenleben nahm, zuletzt ältestes Staatsoberhaupt der Welt, 2017 aus dem Amt geputscht – in Singapur an den Folgen einer Krebserkrankung gestorben. Normalerweise werden in Simbabwe Beerdigungen innerhalb einer Woche abgehalten, in Mugabes Fall sollte es drei Wochen lang hin und her gehen. Die Regierung wollte ihn auf dem National Heroes Acre bestatten, dem Veteranenfriedhof im nordkoreanischen Monumentalstil, und fing eilig an, ein Mausoleum zu bauen. Mugabes Familie verlautbarte aber, er habe in seinem letzten Willen verfügt, auf dem Land in seinem Heimatort Zvimba bei Kutama bestattet zu werden. Als Kompromiss wurde ausgehandelt, die Familie dürfe nach der offiziellen Trauerfeier im Nationalstadion den Leichnam nach Zvimba bringen und dort die traditionellen Totenrituale abhalten, bevor er im Mausoleum beigesetzt würde. Dazu kam es jedoch nie, denn als Präsident Emmerson Mnangagwa gerade zur UN-Generalversammlung außer Landes war, schuf die Familie Fakten: Sie erklärte, Mugabe innerhalb von 48 Stunden in Zvimba beisetzen zu wollen – im kleinen Kreis.

So kommt es, dass Mugabe nach 37 Jahren der Macht und knapp zwei Jahren der schmachvollen Machtlosigkeit, sich seinem eigenen Staatsbegräbnis entzieht. Um den Sarg sind Blumengestecke in Buchstabenform aufgestellt; „Dad“ stand da, und das lokal gebräuchliche Synonym „Baba“. Schüler des Jesuiten-Colleges von Kutama, wo der spätere Lehrer Mugabe einst selbst zur Schule gegangen war, singen ein Lied; ein katholischer Priester umkreist den Sarg mit Weihwasser und

Weihrauchfass, die Schwester der Präsidentenwitwe Grace hält eine zornige Rede. Ein politischer Analyst sagt in die Mikros der Journalisten, die ihn darum bitten, dass Mugabe seine Entmachtung nicht verwunden habe, und dass seitdem zu wenig Zeit vergangen sei, damit eine Bestattung auf Heroes Acre infrage gekommen wäre. Etwas abseits stolzieren ein paar Pfauen, einmal tapst ein Hahn auf den Sarg zu, ironischerweise das Maskottchen der nach wie vor herrschenden Partei Zanu-PF. Nach der Zeremonie wird der Sarg wieder in den Leichenwagen, der statt eines Nummernschilds Mugabes schwungvolle Unterschrift trägt, verladen, einmal ums Haus herumgekartt und schließlich im Innenhof in ein betoniertes Grab herabgelassen.

Erst, als die Aufpasser den Innenhof abriegeln, um dann später doch einige Journalisten hineinzulassen, wird klar, was es mit den Schlosserarbeiten auf sich hatte, die ausgerechnet an einem Samstag, ausgerechnet auf Mugabes Anwesen, ausgerechnet am Tag seiner Beerdigung stattfanden: Die hastig zusammengeschweißten Eisengitter versperren nun den Zugang zum Innenhof. Es scheint, als müsse der gestürzte Machthaber, der zu Lebzeiten schon kein Vertrauen mehr in die Ärzte seines Landes hatte, noch nach seinem Tod vor dem eigenen Volk geschützt werden.

2.2 State of the Nation: Simbabwe nach Mugabe

Simbabwe feiert im April 2020 den 40. Jahrestag seiner Unabhängigkeit. In den ersten 37 Jahren war Robert Mugabe an der Macht; erst als Premierminister unter dem Präsidenten Canaan Banana, die längste Zeit aber selbst als Präsident mit entsprechender Machtfülle. Wenn man sich die Länge der Ära Mugabe vor Augen führen will, hilft ein Vergleich mit den deutschen Bundeskanzlern: Als Mugabe 1980 erster Premierminister des unabhängigen Simbabwe wurde, war Helmut Schmidt Bundeskanzler. Er überdauerte 16 Jahre Helmut Kohl – in denen er die Verfassung zu einem Präsidialsystem ändern ließ, um als Staatspräsident seine Machtfülle auszudehnen –, sieben Jahre Gerhard Schröder, und wurde erst nach Angela Merkels viertem Wahlsieg 2017 von der Staatsspitze entfernt. Mugabe herrschte so

lange wie 20 italienische Ministerpräsidenten zusammen, die Wiedergänger Berlusconi und Prodi nur einmal gezählt.

2017 wuchs in Simbabwe die Befürchtung, der inzwischen greise Mugabe könnte seine Ehefrau Grace als Nachfolgerin installieren. Die Regierungspartei Zanu-PF ist berüchtigt für ihre Zersplitterung; die Aussicht auf eine Mugabe-Dynastie wurde in den jeweiligen Kreisen sehr unterschiedlich bewertet. Kurz nachdem das Militär im November 2017 Mugabe unter Hausarrest gestellt hatte, ging die „Lacoste“-Gruppe um Mugabes Weggefährten Emmerson Mnangagwa als Sieger hervor. Für viele Simbawer bedeutete der Putsch die Befreiung von einem Tyrannen, und Mnangagwa versprach ein „New Zimbabwe“, das „open for business“ sei. Diese Töne kamen gut an, im In- wie im Ausland, bis die Euphorie allmählich der Ernüchterung wich: Viele Versprechen sind bis heute nicht eingelöst, auf die weitere Verschlechterung der Wirtschaft reagierte die neue Regierung ganz ähnlich wie die alte, und auch auf Kritik reagierte sie zunehmend mit den alten, unterdrückerischen Methoden. Auch im Mnangagwa-Simbabwe gab es Polizeigewalt – und als im August 2018 bei Protesten kurz nach der Wahl mindestens sechs Menschen durch Polizeikugeln starben, war der Traum eines „New Zimbabwe“ endgültig zerplatzt.

Unterdessen ging es wirtschaftlich weiter bergab: Nach der Hyperinflation hatte Simbabwe 2009 den US-Dollar als de-facto-Währung eingeführt. Weil Bargeld chronisch knapp war, brachte die Regierung ab 2016 sogenannte „Bond Notes“ in Umlauf. Diese an den US-Dollar gekoppelte Parallelwährung war jedoch, im Gegensatz zu echten Dollar-Noten, im Ausland wertlos, und so verloren sie gegenüber dem Dollar allmählich an Wert. Im Juni 2019 reagierte die Regierung und verbannte den US-Dollar offiziell als Zahlungsmittel. Das brachte den Schwarzmarkt erst recht zum Blühen, und es entbehrt nicht einer gewissen Komik, dass man als Ausländer bei allen staatlichen Stellen, ob fürs Visum, die Presse-Akkreditierung oder Museumseintritte, in US-Dollar zahlen muss. Die Regierung traut ihrer eigenen Währung nicht, die rasant an Wert verliert. Im Laufe meines sechswöchigen Aufenthalts hatte ich selten den gleichen Wechselkurs, wenn ich frische US-Dollar bei Hinterhof-Händlern in Bond Notes oder das elektronische Äquivalent, „EcoCash“, tauschen ließ; die Raten schwankten zwischen 1:10 und 1:19.

Die Bargeldknappheit wirkt sich sehr direkt auf das Alltagsleben in Simbabwe aus. Den Mineralölfirmen (an denen teilweise übrigens auch Regierungsmitglieder

beteiligt sind) fehlen Devisen, um Benzin zu kaufen, weshalb man beim Tanken in aller Regel mehrere Stunden warten muss, bevor man an die Reihe kommt. Das wohl größte Problem im Zusammenhang mit Geld ist jedoch, dass es schwierig bis unmöglich ist, an Kredite zu kommen. Hauptursache hierfür ist die chaotische, gewaltsame Landreform, in der die Regierung Mugabe um die Jahrtausendwende weiße Farmer enteignet und das Land stattdessen Parteifunktionären und Veteranen zugeteilt hatte. Nicht nur brach dadurch die einst stolze Landwirtschaft des früheren Agrarlandes zusammen, sodass nun seitdem Jahr für Jahr Lebensmittel teuer importiert werden müssen. Vor allem aber wurde das Land so seines Marktwerts als Sicherheit für Kredite beraubt, weil die neuen schwarzen Farmer das Land nicht mehr besaßen, sondern nur für 99 Jahre von der Regierung zugeteilt bekommen hatten. John Robertson, ein freier Wirtschaftsberater in Harare, sagte mir: „Im Prinzip ist das ganze System zusammengebrochen und wir haben inzwischen über 20 Jahre den Beweis erbracht, dass [die Reform] gescheitert ist. Aber bis heute weigert sich die Regierung, anzuerkennen, dass sie gescheitert ist.“

Der Niedergang der Landwirtschaft hat einen Sog ausgelöst, der auch andere Sektoren erfasst hat: Schon bald brach der simbabwischen Textil- und Schuhindustrie, die auf dem Weltmarkt durchaus konkurrenzfähig war, der Nachschub an heimisch produzierten Rohstoffen, Baumwolle und Leder, weg. Erschwerend kam die Globalisierung hinzu, die das Land zunehmend mit billiger Ware aus Asien überschwemmte und simbabwische Fabriken weiter ins Abseits drängte. Die Arbeitslosigkeit stieg, die Kaufkraft sank; in der Hyperinflation 2008/09 fand der Niedergang einen ersten vorläufigen Höhepunkt. Während meines Aufenthalts haben viele Menschen das Gespräch auf 2008 gelenkt – manche befürchteten ähnliche Zustände; andere sagten, es sei bereits schlimmer als damals.

Die meisten Simbabwer bekommen die Krise am eigenen Leib zu spüren. Häufig richtet sich der Lebensrhythmus nach der Verfügbarkeit von Ressourcen: Gewaschen, gebügelt und gekocht wird vielerorts in der Nacht, weil die knappe Elektrizität nur dann angeschaltet wird. Die Krise weidet die Mittelschicht des Landes aus; einige wenige können sich weiter etwas Luxus leisten, für viele werden vormalige Selbstverständlichkeiten wie Fleisch auf dem Teller oder eine Fahrt mit dem eigenen Auto zum Luxus. Benzin ist nicht nur sehr teuer geworden, sondern auch mit erheblichem zeitlichen Aufwand verbunden – wer also nicht mehr ums Tanken herumkommt, muss mit stundenlangen Wartezeiten rechnen. Es gibt sogar

WhatsApp-Gruppen, in denen Informationen zusammengetragen werden, wo gerade Benzin verfügbar ist, wo die Schlangen erträglich sind und wo gerade ein Tankwagen gesichtet wurde. Viele Angehörige der Mittelschicht kommen mit dem Job, der die Familie vorher gut ernährt hat, kaum noch über die Runden und müssen Quellen für Nebeneinkünfte aufsuchen: Ein Journalist erzählte mir etwa, dass er alle paar Wochen eine Autoladung Fisch vom Karibasee anliefern lässt und gewinnbringend an Nachbarn, Freunde und Bekannte verkauft.

Wer seinen Job verliert, findet nur selten einen neuen, und wer arbeitslos ist, bleibt es in der Regel auch. Zwar ist die viel zitierte Arbeitslosenquote von 90% irreführend, weil sie den kompletten informellen Sektor pauschal als arbeitslos deklariert, doch steckt darin die Tatsache, dass viele, auch wenn sie einen bescheidenen Verdienst nach Hause bringen, trotzdem nicht an der (durchaus existierenden) Wertschöpfung der Volkswirtschaft beteiligt sind. Für viele junge Simbabwer grenzt es ans Unmögliche, einen Job zu finden, zum Beispiel bei Spencer Manyuchi*, von dem später in diesem Beitrag die Rede sein wird. Frust, Perspektivlosigkeit und zu wenig Struktur für zu viel Zeit verleiten viele junge Simbabwer zum Drogenkonsum, Manyuchi wird später davon berichten, wie er davon losgekommen ist. Für viele seiner Altersgenossen ist Codein haltiger Hustensaft allerdings eine Alltagsdroge – das US-Magazin „Vice“ sprach im Januar bereits von einer „Epidemie“.

Bei wem die Ressourcen vorher schon knapp waren, herrscht inzwischen richtiger Mangel – viele rationieren seit Monaten ihr Sadza, den typischen Maisbrei, auf eine Mahlzeit pro Tag. Viele Familien sind auf die Unterstützung von Verwandten im In- oder Ausland angewiesen. Bei einigen meiner Gesprächspartner habe ich mir bis zuletzt nicht vorstellen können, wie sie überhaupt über die Runden kommen angesichts der rasanten Inflation. Viele Gehälter lagen während meiner Reise im September/Oktober 2019 schon weit unter der absoluten Armutsgrenze von 1,90 US-Dollar pro Tag. Gleichzeitig sind die Lebenshaltungskosten in Simbabwe deutlich höher als in vielen anderen afrikanischen Ländern.

Gewöhnlich scheue ich vor Generalisierungen zurück, in diesem Fall ist meine Wahrnehmung jedoch, dass die Simbabwer unzufrieden mit der Zanu-PF-Regierung sind; unmittelbare Nutznießer ausgenommen. Egal, mit wem ich gesprochen habe, alle beklagten – mehr oder minder scharfzünftig – die ökonomische Situation, in der sich das Land befindet, und gaben der Regierung die Schuld daran. Während

meines Aufenthaltes fragte ich mehrmals, was passieren muss, damit die Stimmung kippt. Schon einige Wochen zuvor hatte die Oppositionspartei MDC zu einer Kundgebung aufgerufen, die der Regierung zu heikel wurde: Sie erklärte die Demonstration für illegal, aus Furcht vor „Sudan-artigen“ Protesten, wie die Zeitung „The Independent“ aus Sicherheitskreisen erfahren haben will. Derselbe Bericht gibt an, die Regierung habe Millionen Schuss Munition, 5.000 Mörsergranaten und 58.500 Granaten geordert. In einer Regierung, die nicht davor zurückschreckt, scharf auf die eigene Bevölkerung zu schießen – auch Emmerson Mnangagwa hat bereits unter Beweis gestellt, dass er hierzu entschlossen ist –, dürfte ein Teil der Antwort liegen. Außerdem werden immer wieder Angehörige der Zivilgesellschaft für kurze Zeit entführt, meist Regierungskritiker, Aktivisten oder Menschenrechtler. Von Januar bis Mitte Oktober 2019 registrierte die Aktivistin Jestina Mukoko 67 mögliche Entführungsfälle. Die Aufklärungsrate strebt gegen Null, wobei diese gezielten Einschüchterungen oft der Regierung selbst zugeschrieben werden, hinter vorgehaltener Hand selbst von ausländischen Botschaftern. Während meines Aufenthalts bewegte gerade der Fall von Peter Magombeyi das Land, einem 26-jährigen Arzt, der als Anführer einer Gewerkschaft für höhere Löhne gekämpft hatte, bevor er entführt, fünf Tage festgehalten und laut eigener Aussage auch gefoltert wurde.

Von einer „toxischen Umgebung“ für Aktivisten berichtete Ende September Clément Nyaletsossi Voule, der UN-Sondergesandte für das Recht auf Versammlungsfreiheit, zum Abschluss seines zehntägigen Besuchs in Simbabwe. Nach der Pressekonferenz war ich nicht der einzige Journalist, der von der Schärfe seiner Wortwahl überrascht war. „Die Unterdrückung von Demonstranten, der Versuch, Proteste zu verhindern, der exzessive Einsatz von Gewalt und die restriktive Auslegung von Gesetzen zur Versammlungsfreiheit überschatten die Anstrengungen, Simbabwe demokratisch zu transformieren, maßgeblich“, sagte der Togolese. Er sprach auch von „massiven willkürlichen Verhaftungen, Entführungen und Folter von Demonstranten“.

Ein paar Tage später saß ich im Publikum einer Panel-Diskussion, bei der Justizminister Ziyambi Ziyambi (der tatsächlich denselben Vor- und Nachnamen trägt) mit Nyaletsossi Voules Aussagen konfrontiert wurde. Der Zanu-PF-Politiker klang etwas dünnhäutig, als er sagte, die Vorwürfe des Sonderberichterstatters basierten nur auf den Erzählungen Anderer, kommentieren werde man erst den

finalen Bericht, der im Juni 2020 vorgestellt werden soll. Außerdem warf Ziyambi dem Arzt Magombeyi vor, er habe seine Entführung „vorgetäuscht, um ein Postdoktoranden-Stipendium zu bekommen“. Darauf warf ihm MDC-Funktionär Jacob Mafume vor, „Victim Shaming“ zu betreiben. Die letzte halbe Stunde der Veranstaltung überraschte mich erneut: in der Offenheit und Deutlichkeit, in der einige Zuschauer den Minister mit kritischen Fragen überschütteten. Beobachtungen wie diese nähren meinen Optimismus, dass viele Simbabwer trotz der vertrackten wirtschaftlichen Situation und der fragilen Menschenrechtslage nicht den Mut und die Verve verlieren, sich durchzubeißen.

2.3 Mein Projekt – Generation Mugabe

Als ich zum ersten Mal die Idee hatte, für eine Recherche nach Simbabwe zu reisen, war der Traum vom „New Zimbabwe“, von einem neuen Aufbruch nach 37 Jahren unter Robert Mugabe, noch intakt. Damals wollte ich untersuchen, wie grundsätzlich dieser Aufbruch aus Sicht der jungen Erwachsenengeneration sein würde. Bis es zur Realisierung meines Vorhabens kam, war die Stimmung aber längst in Resignation umgeschlagen. Schlimmer noch: Die neue Regierung war in alte autoritäre Muster der Mugabe-Ära verfallen, während aus mehreren Gründen die Wirtschaft in immer unruhigeres Fahrwasser geriet.

Gerade deswegen fand ich umso wichtiger, intensiv nachzuspüren, wie es der „Generation Mugabe“ geht – den erwachsenen Simbabwern, die nach 1980 in einem unabhängigen Land zur Welt kamen und die bis zum November 2017 gelernt hatten, das Wort „Präsident“ synonym zum Namen Robert Mugabe zu gebrauchen. Meine Gesprächspartner waren also schwerpunktmäßig zwischen 18 und 39 Jahre alt. Das Medianalter, also das Alter, das die Gesellschaft in gleich starke ältere und jüngere Hälften teilt, liegt in Simbabwe bei jugendhaften 20 Jahren; somit zählten sie meist schon zur älteren Hälfte der Bevölkerung. Es handelt sich um die Generation, die gerade am Drücker sein müsste – als Innovatoren, als In-Frage-Stellende, als Navigatoren der Nation. Politisch ist aber immer noch die Altersgruppe der Über-60-

Jährigen an der Macht. Deshalb war mir wichtig, auch jungen Erwachsenen eine Stimme zu geben, die daran aktiv etwas ändern möchten.

In den sechs Wochen, die ich in Simbabwe verbracht habe, habe ich Interviews mit 25 Repräsentanten der „Generation Mugabe“ geführt, um anhand einzelner Geschichten ein besseres Verständnis davon zu erzielen, was sie umtreibt – nicht alle haben in diesen Bericht gepasst, und ich musste selektieren, um ein möglichst breites Bild zu zeichnen. Die letzten anderthalb Tage meiner Reise habe ich in Johannesburg verbracht, wohin viele Simbabweer in der Hoffnung auf bessere Lebensstandards gegangen sind. Etwa jeder fünfte Simbabweer lebt in der Diaspora, deshalb durfte diese Stimme in meinem Rechercheprojekt nicht fehlen.

Ich wollte wissen, welchen Stand diese Generation innerhalb der simbabwischen Gesellschaft hat, wie ihr die aktuelle Situation zu schaffen macht, welche Erwartungen die jungen Erwachsenen jeweils für die Zukunft haben und wie sie sich in die Gesellschaft einbringen. In den nächsten Jahrzehnten wird dies die entscheidende Generation sein, von der der weitere Kurs Simbawes abhängt.

In Anbetracht der bereits erwähnten schwierigen Menschenrechtsslage für Kritiker der Regierung habe ich all meinen Gesprächspartnern angeboten, sie unter falschem Namen zu zitieren. In diesen Fällen habe ich auch darauf geachtet, sie nicht durch ausführliche biografische Angaben identifizierbar zu machen. Alle Namen in diesem Beitrag, die Pseudonyme sind, habe ich beim ersten Auftauchen im Text mit einem * gekennzeichnet. Andere haben sich sogar explizit gewünscht, dass ich ihren richtigen Namen nenne - auch solche, die keine Personen des öffentlichen Lebens sind.

3. Generation Mugabe – So geht es den „Born Frees“

3.1 Samantha Kureya: Zu jung, um die Regierung zu kritisieren

Samantha Kureya ist nicht leicht zu finden: Die Straße, die mein Taxifahrer am Telefon versteht, gibt es gar nicht. Als ich sie wieder anrufe, sagt sie, sie wolle die richtige Adresse nicht durchs Telefon sagen, und gibt eine etwas umständliche Wegbeschreibung durch, einmal quer durch Mufakose, einen „High Density Suburb“, oder „Ghetto“, wie Samantha selbst sagt, südwestlich von Harare. Dass sie es ihren Besuchern nicht allzu leichtmacht, finde ich vollkommen nachvollziehbar, schließlich wurde Kureya im August von Maskierten heimgesucht, entführt und drangsaliert, mutmaßlich von Schergen der Regierung, die sie einschüchtern wollten.

Samantha macht politische Satire im populären Online-Videokanal „Bustop TV“. Unter dem Künstlernamen „Gonyeti“ ist sie eine der Hauptdarstellerinnen der kurzen Sketche, die – meist in Shona, häufig im Straßen-typischen Mix mit Englisch – satirisch das Alltagsleben in Simbabwe kommentieren. Aber in Simbabwe ist der Alltag politisch, und die Regierung deutet vieles als Kritik an ihr, sagt Kureya: „Sie versuchen, alles um jeden Preis zu politisieren: Wenn du darüber sprichst, dass es keinen Strom gibt, sagen sie, du redest über Politik. Wenn du darüber sprichst, dass es kein Wasser oder kein Brot gibt, sagen sie, du redest über Politik. Worüber sollen wir denn sonst sprechen?“

Am Ende der Taxifahrt durch Mufakose steht Samantha Kureya winkend an einem Metalltor, eine stämmige Frau in einer grünen geblühten Bluse. Wir zwängen uns an einem aufgebockten weißen Auto vorbei, an dem zwei junge Männer herum schrauben. Dahinter kläfft durch einen Zaun ein furchteinflößend großer und lauter Hund. Samantha führt mich in ein enges Wohnzimmer, in dem die Couchgarnitur fast den kompletten Raum ausfüllt, an der letzten freien Wand ein gläsernes Regal mit einem Porzellanservice darin, einem Fernseher und einer Stereoanlage. „Ich kenne das Zimmer aus den ‚Tagesthemen‘“, denke ich sofort, kurz vor Beginn meiner Reise hatte ein ARD-Korrespondent sie hier besucht und gefilmt. Dabei ist es die Wohnung von Freunden – eines „guten Samariters“, wie sie es ausdrückt –, die Rückkehr in ihr eigenes Zuhause hat Kureya sieben Wochen nach ihrer Entführung immer noch nicht gewagt. Sie hat immer noch Angst, alleine zu sein. Und jedes Mal, wenn jemand Unerwartetes am Tor klopft, gerät sie durcheinander, sagt sie: „Vielleicht sind sie wiedergekommen.“

Sie fühlt sich auch in ihrem derzeitigen Unterschlupf nicht sicher – der Geheimdienst überwacht sie, davon ist Samantha Kureya überzeugt: Am 21. August war sie bei

einer Grillparty zum Geburtstag ihrer Schwester. „10, 15 Minuten, nachdem ich zu Hause abgesetzt wurde, kamen sie. Das heißt, sie wussten es, sie beobachteten jeden meiner Schritte“, sagt sie. Die Eindringlinge hätten sogar im Haus sofort an die richtige Tür geklopft: „Das heißt, sie wussten, welches mein Zimmer war.“ Was als nächstes geschah, versucht Samantha gerade zu vergessen, also erspare ich ihr die Bitte, mir die Stunden in den Händen ihrer Peiniger noch einmal genau zu schildern. Das hat sie ohnehin anderen Medien schon ausgiebig erzählt: Die drei Männer seien verumumt gewesen und hätten AK-47-Gewehre getragen. Sie hätten sie in Unterwäsche aus dem Haus gezogen, in einem Isuzu-Pickup fortgebracht und gezwungen, vor und zurück, wieder und wieder, durch eine stinkende Pfütze zu kriechen. Und geschlagen hätten sie sie, Kureya humpelt immer noch. Ein paar Stunden legten die Männer sie „im Busch ab“, wie mehrere Medien sie zitierten.

„Was für eine Bedrohung stelle ich für die Regierung dar?“, fragt sie bei unserem Treffen. Ein paar Monate zuvor war sie schon einmal zu einer Strafzahlung verdonnert worden, weil sie in einem Sketch von Bustop TV eine Polizeiuniform getragen hatte. Schon lange habe es anonyme Drohungen gegeben, erzählt Kureya. „In Simbabwe gilt die Freiheit der Rede – aber keine Freiheit nach der Rede.“ Im letzten Video vor ihrer Entführung – veröffentlicht wenige Tage, nachdem die Polizei brutal eine regierungskritische Demonstration aufgelöst hatte – ging es um Polizeigewalt, der Darsteller, der „Gonyeti“ verprügelte, trug eine selbstgebastelte Uniform und einen Bauhelm. Ob der Sketch letztlich den Anstoß zur Entführung von Samantha Kureya gegeben hat, lässt sich nur mutmaßen. Aber dass sie im Zusammenhang mit ihrer Arbeit stand, steht fest – Kureya erzählt: „Sie sagten, ‚wir beobachten eure Sketche, eure Stücke. Du verspottest die Regierung, du bist zu jung, um das zu tun.‘“

Am Tag nach der Entführung hat Kureya Anzeige erstattet. Sie sagt zwar, sie hoffe, dass Gerechtigkeit hergestellt werde, aber allzu optimistisch klingt sie dabei nicht. In unserem Gespräch sieben Wochen nach der Entführung klagte sie immer noch über Schmerzen im linken Bein und dem Rücken, vor allem aber über seelische Traumata. „Ich mache eine [psychologische] Beratung, das hilft mir sehr. Und wenn meine Freunde kommen und sagen ‚Es wird dir wieder besser gehen, verliere nicht die Hoffnung‘, das hilft mir sehr“, erzählt Kureya. Sie müsse sich aufraffen und wieder zur Arbeit gehen. Das war im Oktober; inzwischen steht Samantha wieder vor

der Kamera. Unter den Videos kommentieren viele Zuschauer Sätze wie „Ich bin froh, dass Gonyeti“ zurück ist.

3.2 Makomborero Haruzivishe: Der Getriebene

40 Cork Road ist einer dieser Treffpunkte, wie es sie in jedem Land gibt, in dem in- und ausländische NGOs, die Vereinten Nationen und Hilfsorganisationen aktiv sind – ein Ort, an dem die Expat-Community sich sicher fühlt und unbehelligt bei Erster-Welt-Küche zu Erster-Welt-Preisen über ihre Tätigkeiten in dem Entwicklungsland um sie herum berät. Einerseits fühlen sich solche Orte in meiner Wahrnehmung immer falsch an, andererseits bin ich als Journalist manchmal auf sie angewiesen, und auch für das Interview mit Makomborero Haruzivishe sollte es sich als guter Treffpunkt erweisen. Wir entscheiden uns gegen die Terrasse und für einen kleinen Raum, in dem außer uns nur noch ein weißer Mann mit Glatze sitzt (ich vermute, der Inhaber des Restaurants, jedenfalls habe ich ihn öfters dort gesehen). Makomborero setzt sich auf die Bank mit dem Rücken zur Wand, sodass er den Raum überblicken kann. Als ich ihm sage, dass ich die Rechnung übernehme, fragt er, ob es okay ist, wenn er ein Bier bestellt. „Klar“, sage ich. Es ist elf Uhr morgens.

Makomborero Haruzivishe, 27, stellt sich selbst als Menschenrechtsaktivist vor – „meine Schwerpunktthemen sind die grundlegende Ausübung von Menschenrechten, die Verweigerung des Rechts auf Redefreiheit, die Verweigerung auszusprechen, wenn die Dinge nicht gut laufen“. Ich brauche ein wenig, bis ich verstanden habe, wie seine Arbeit eigentlich aussieht: Haruzivishe trägt Fälle zusammen, hält Kontakt zu Opfern und schafft Aufmerksamkeit. Dazu arbeitet er mit zivilgesellschaftlichen Organisationen wie der Zimbabwe Human Rights Commission zusammen. „Zweitens biete ich politischen Häftlingen Solidarität. Ich besuche sie im Gefängnis, versuche, Essen für sie aufzutreiben“, sagt Haruzivishe. Und er versucht, Öffentlichkeit herzustellen für die Gefängnisinsassen: „Wenn sie [die Regierenden] wissen, dass [die Haftbedingungen] öffentlich bekannt sind, wird es sie dazu zwingen, die Inhaftierten menschenwürdig zu behandeln.“

Sein wichtigstes Werkzeug ist Twitter – dort hält er seine 30.000 Follower regelmäßig auf dem neuesten Stand, kommentiert bekannte Fälle von Menschenrechtsverletzungen und verbreitet Informationen. Als er mir auf seinem Smartphone alte Tweets zeigt, erkenne ich durch das gesprungene Displayglas sofort die Comedienne Samantha Kureya, wie sie kurz nach ihrer Entführung in einem Krankenbett liegt. Makomborero Haruzivise twittet unter seinem bürgerlichen Namen – den auch ich explizit benutzen soll, anstelle eines Pseudonyms. An die Öffentlichkeit zu gehen, sei für ihn ein Schutzmechanismus, sagt er: Sobald er längere Zeit nichts von sich hören ließe, würden sich die ersten wundern, ob mit ihm alles in Ordnung ist.

„Sie kamen, um mich zu holen, das war vor zwei Monaten“, sagt er. Es müsste der 24. August 2019 gewesen sein, rekonstruiert Haruzivise später „Sie hatten eine Adresse, sie dachten, ich sei da, und würde schlafen.“ Sie, das sind in diesen Geschichten immer anonyme, maskierte Männer mit AK-47-Maschinengewehren, auch bei Makomborero. Was sie nicht wussten: Er unterhält zu seinem eigenen Schutz „einige Wohnungen, damit niemand weiß, wo ich mich aufhalte“. Insgesamt seien es neun Wohnungen oder Zimmer. Das könne der Vollzeit-Aktivist sich leisten, weil er hin und wieder Berater-Honorare bekommt, oder Spenden von Familie, Freunden und Unterstützern. Manchmal schläft Haruzivise auch bei Freunden oder in einem Guesthouse, um unberechenbar zu bleiben.

Am nächsten Morgen, so erzählt Makomborero es, kam er morgens früh um 5:00 in die Wohnung zurück, um sein Handy abzuholen, das er, auf lautlos gestellt, zum Laden an die Steckdose gesteckt hatte – Strom gibt es ja nur nachts. „Da sah ich elf Anrufe in Abwesenheit, von meinen Nachbarn, meinem Vermieter, von anderen Anwohnern auf dem Hof. Sie hatten angerufen, um zu sagen, dass Leute auf der Suche nach mir waren.“ Von ihnen habe er erfahren, dass es sich um sechs maskierte Männer gehandelt habe.

„Und das ist nicht das erste Mal: Das haben sie im Januar schon einmal gemacht, zwei Tage vor dem Shutdown.“ Mit einem Austauschprogramm für junge Aktivisten sei er in einem Gästehaus gewesen. „Sie kamen um Mitternacht, griffen an. Aber ich war wach, konnte durch das Fenster entkommen und mich in einem Busch verstecken.“

Ich frage Makomborero, wen er für die Aktionen verantwortlich macht. „Es ist der Staat. In Simbabwe herrscht zur Zeit Militärdiktatur.“ Unter Robert Mugabe sei es eher ein Polizeistaat gewesen, aber nach dem Putsch vom November 2017 „sind wir ein voll entwickelter Militärstaat“. Makomborero Haruzivishe macht den Militärgeheimdienst für all die Entführungen verantwortlich, die ihm als Aktivist zugetragen wurden: „Ihre Fußabdrücke sind ähnlich, sogar in Fällen, in denen die Entführungen erfolgreich waren.“ Die Opfer beschrieben immer, wie etwa sechs maskierte Männer mit AK-47-Maschinenpistolen gekommen seien, sagt Haruzivishe. „In Simbabwe ist Waffenbesitz, sogar von Pistolen, sehr streng kontrolliert. AK-47, diese Waffen sind ausschließlich in den Händen staatlicher Institutionen, entweder Polizei, Armee oder Wildhüter.“ Wenn in Simbabwe jemand eine AK-47 in der Hand halte, habe er eine Erlaubnis von den Behörden. „Die Polizei in Simbabwe ist sehr effizient, sogar Diebe werden binnen Minuten gefasst. Wenn du eine illegale Waffe hast, brauchen sie nicht mal Sekunden.“ Daraus leitet Makomborero Haruzivishe ab: „Die Tatsache, dass diese Leute das wieder und wieder tun, ist der Beweis dafür, dass sie staatliche Agenten sind.“

Die Regierung will von diesen Vorwürfen erwartungsgemäß nichts wissen. Bei der Podiumsdiskussion, die ich in meiner Einführung bereits erwähnt habe, wurde Justizminister Ziyambi Ziyambi damit konfrontiert. Er erklärte lapidar, es gebe keine Beweise dafür – vielmehr gebe es auch Fälle, in denen Opfer selbst ihre vermeintlichen Entführungen inszenierten.

In dem kleinen Raum in 40 Cork Road ist Makomborero Haruzivishe derweil längst bei seinem zweiten Bier angekommen. Die Entführungen seien „barbarisch, unmenschlich, das gehört nicht ins 21. Jahrhundert“, bekräftigt er. Ich will wissen, ob er manchmal darüber nachdenkt, sich in Sicherheit zu bringen und seine Arbeit vom Ausland aus fortzusetzen. Ja, aber es sei ziemlich schwierig für ihn, außer Landes zu kommen. Und es gibt etwas, was ihn in Simbabwe hält: „Die Liebe für mein Land. Ich könnte keine längere Zeit außerhalb von Simbabwe verbringen. Hier ist meine Familie, hier soll meine Zukunft liegen. Ich habe das Gefühl, meine Bestimmung liegt hier.“

Dafür opfert er Einiges, sagt Makomborero: „Um ehrlich zu sein, ein Privatleben habe ich nicht. Die meisten Mädchen da draußen würden mit einem Typen wie mir nichts zu tun haben wollen.“ Als er vor ein paar Jahren noch im Vorstand der Zimbabwe

National Students Union war, kam ihn seine damalige Freundin für vier Wochen in Harare besuchen – aber am Tag ihrer Ankunft, so erzählt es Makomborero, wurde er festgenommen, und erst wieder freigelassen, als sie wieder nach Hause fahren musste.

Seitdem ist sein Leben noch komplizierter geworden, und Haruzivishe ist noch viel mehr auf der Hut, zum Beispiel nutzt er niemals normale Anrufe, sondern immer nur verschlüsselte, über WhatsApp. Es sei ihm inzwischen unmöglich, Frauen kennenzulernen, sagt er: „Irgendwann sagen sie ‚Willst du mir nicht zeigen wo du wohnst? Vielleicht betrügst du jemanden, oder du lügst.‘“ Er achtet sogar darauf, nie mit seinen Geschwistern zusammen gesehen zu werden – „Sie könnten einen von ihnen töten, und mich abfangen, wenn ich zur Beerdigung gehe. Deshalb sage ich nein.“

Bevor er wegen seiner Aktivitäten in der Studentengewerkschaft von der Universität flog, studierte Makomborero Haruzivishe Psychologie. Das helfe ihm heute: „Ich versuche mich in psychologischer Selbsthilfe. (...) Ich habe Freunde, Kollegen, andere Aktivisten, die mental irgendwann nicht mehr klargekommen sind. Sie sind am Ende, wenn man mit ihnen redet. Eines der wichtigsten Dinge ist, deine Psyche gesund zu halten.“ Das mache er anhand von Therapietechniken – „und Alkohol! Es ist eine wichtige Zutat zu psychosozialer Ganzheit.“ Auf meine Frage bekennt er freimütig, dass er ziemlich viel trinkt. „Sonst kann ich manchmal gar nicht schlafen“, sagt Haruzivishe, er habe oft Paranoia, „denn diese Leute, sie schlagen nachts zu“. Manchmal, wenn er wach liegt, denke er nach, ob es einen Weg zurück in ein normales Leben gibt. „Aber es gibt keinen Ausweg. Ich bin bereits auf ihrer Liste, so ist es nun mal.“ Makomborero Haruzivishe sagt, er könne nur eine Möglichkeit erkennen, wie sich alles für ihn zum Guten wenden könne: „Der einzige Weg, wie ich zufrieden sein kann, wie ich sicher sein kann, ist, wenn das Volk endlich obsiegt.“

3.3 Obey Sithole: Junges Gesicht der Opposition

Wenn man bei Google Fotos von Obey Sithole sucht, könnte man glauben, er wäre gerne der Julius Malema Simbabwe: Er trägt darauf ein rotes Barett, genau wie der

Chef der südafrikanischen Economic Freedom Fighters, die mit ihrem linken Populismus vor allem die wohlstandsferne Jugend in den Townships hinter sich weiß. Zu unserem Treffen kommt Sithole mit einer schwarzen Baseballmütze, auf die in rot die schwungvolle Unterschrift Nelson Chamisas gestickt ist, des Parteivorsitzenden der Oppositionspartei MDC. Sithole nimmt im Movement for Democratic Change, wie die Partei ausgeschrieben heißt, den Posten ein, den vor ihm Chamisa innehatte: Er ist „Youth Assembly Chairperson“, also der oberste Vertreter der Parteijugend.

Das MDC ist die einzige ernstzunehmende Oppositionspartei Simbabwe; sie steht traditionell den Gewerkschaften nahe, seit der gewaltsamen Landreform Anfang der 2000er wird sie auch von weißen Farmern unterstützt. Allerdings ist ihr Vorsitzender Chamisa nicht annähernd so beliebt wie sein Vorgänger Morgan Tsvangirai, der 2018 infolge eines Krebsleidens starb. Unter Tsvangirai gelang dem MDC 2008 sogar, mehr Parlamentssitze zu erringen als Mugabes Zanu-PF. Mugabe weigerte sich jedoch, eine Niederlage anzuerkennen und überzog das Land mit Gewalt, die erst endete, als er seinen Machterhalt durchgesetzt hatte: Mugabe blieb Präsident, machte Tsvangirai zum Ministerpräsidenten und schaffte dieses Amt nach den aus Zanu-PF-Sicht wieder besseren Wahlergebnissen von 2013 einfach ab.

Obey Sithole ist seit dem Wahlkampf von 2008 für das MDC aktiv – damals war er 16 und durfte noch gar nicht wählen. Als Student war er in der Zimbabwe National Students Union aktiv, Sithole war zwei Jahre lang sogar Makomborero Haruzivishes Vorgänger als Generalsekretär der Studentengewerkschaft. Noch eine Gemeinsamkeit teilt Sithole mit Haruzivische, den ich ein paar Tage zuvor im selben Café getroffen hatte: Er erzählt, wie er vor ein paar Monaten fast entführt worden sei; nur mit Glück habe er sich aus dem Handgemenge mit maskierten Männern loswinden und in eine belebte Veranstaltungshalle flüchten können. Genau wie in den anderen Fällen hätten sie AK-47-Maschinengewehre getragen. Sithole lässt keinen Zweifel daran, wen er für verantwortlich hält: „Wenn man die Wahrheit über Macht ausspricht, wird man eine Bedrohung für den Staat.“ Er erzählt von Drohnachrichten, die er immer wieder bekomme – in denen er zum Beispiel aufgefordert werde, sich aus der Politik zurückzuziehen. Der Frage, wie er sich vor weiteren Angriffen schützt, weicht Sithole aus: „Was ich dir garantieren kann, ist, dass ich zu diesem Zeitpunkt sicher bin.“

2014 wurde er erstmals zum MDC-Jugendvertreter, zwischen 2016 und 2018 pausierte er für einen Masterstudiengang in „Global Development and Planning“ an der Universität Agder im norwegischen Kristiansand. In einem Stipendiaten Programm speziell für Studierende aus dem Bürgerrechtler Milieu mehr oder weniger autoritärer Staaten habe er andere junge Aktivisten kennengelernt, sagt Sithole, zum Beispiel aus Äthiopien, Tunesien, Ägypten und der Türkei. „Wir kamen aus unterschiedlichen Ländern, aber wir waren über die Sache vereint: Wir wollten eine bessere, gerechtere Welt.“ Die Gruppe halte auch nach dem Masterabschluss weiter Kontakt, sagt Sithole.

Die Oppositionsarbeit sei in Simbabwe nicht einfach, klagt der 27-Jährige: „In der derzeitigen Situation, stehen wir als Partei unter Belagerung. Wir haben es mit einem Militärdiktator zu tun, der keinen Respekt für kritische Stimmen übrig hat.“ Immer wieder würden politische Demonstrationen, die eigentlich von der Verfassung garantiert seien, verboten oder behindert. „Wir stehen unter Beschuss, weil wir es mit einem Staat zu tun haben, der den Konstitutionalismus nicht respektiert.“ Außerdem werde für alles Schlechte, was im Land geschehe, vorschnell das MDC verantwortlich gemacht.

Ich frage Obey Sithole, ob seine Partei nicht auch an manchen Sachen Mitschuld trage, zum Beispiel an den drastischen Wasser-Engpässen in Harare, wo MDC den Bürgermeister stellt. „Oh ja, ich weiß... Es gibt dieses Gerede, MDC sei dafür verantwortlich zu machen, dass bei uns kein Wasser aus dem Hahn kommt. Diese mysteriöse Anschuldigung würde ich gerne aufklären: Der Handlungsrahmen der lokalen Behörden wird in diesem Fall von der Zentralregierung und der Lokalregierung vorgegeben.“ Die Stadtverwaltung könne keine Chemikalien zur Wasseraufbereitung mehr importieren, weil die Devisen dafür nicht zur Verfügung stünden: „Sie haben einfach keinen Zugang zu ausländischer Währung.“ Dieses Argument bringt nicht nur Obey Sithole, sondern auch die Stadtverwaltung selbst für die Wasserkrise vor.

Mit welchen Maßnahmen würde das MDC der Wirtschaft des Landes wieder auf die Füße helfen? „Was wir in Simbabwe erleben, ist in erster Linie keine Wirtschafts- sondern eine Führungskrise. Wo die Regierung ordentlich handelt, würde man niemals eine solche Wirtschaftskrise sehen“, sagt Sithole. „Wenn die Führungskrise

abgewendet ist, folgt alles Weitere.“ Ausländische Investoren müssten angelockt, der Industriesektor wieder angekurbelt werden.

Auf meine Nachfrage erklärt Sithole konkreter, was er damit meint: Die Wirtschaft sollte liberalisiert, Investitionen erleichtert, das sogenannte Indigenisierungsgesetz abgeschafft werden. Aktuell ist es, trotz Präsident Mnangagwas Beteuerungen, die Regelung zu überarbeiten, immer noch als ein Gesetz in Kraft, laut dem 51 Prozent jedes Privatunternehmens in simbabwischen Händen sein müssen. „Kein klar denkender Geschäftsmensch würde in Simbabwe investieren, solange er befürchten muss, dass ihm alles genommen wird“, sagt Sithole.

Simbabwe ist in punkto Bodenschätze eines der reichsten Länder der Welt, das sieht auch Obey Sithole so. „Nenne mir irgendein Mineral, in Simbabwe steckt es unter der Erde.“ Aber auch die umfangreiche Korruption im Land verringere die Motivation, dort zu investieren. „Ich glaube wirklich, eine Anforderung an Zanu-PF-Funktionäre ist es, auf gewissem Level korrupt zu sein“, sagt Sithole. „Korruption ist ein böser Tumor, der die wirtschaftliche Stabilität eines Landes negativ beeinflusst. Dieser Tumor ist die schlimmste Sanktion, mit der unser Land zu kämpfen hat.“

Ich möchte von Obey Sithole wissen, wo er sein Land knapp 40 Jahre nach der Befreiung aus britischer Kolonialherrschaft sieht. „Wir sind immer noch dabei, unsere Freiheit zu erkämpfen“, antwortet Sithole. „Wir haben nur die Namen unserer Unterdrücker gewechselt: Vor der Unabhängigkeit standen wir unter der Herrschaft der weißen Minderheit. Jetzt werden wir zwar von der schwarzen Mehrheit regiert, aber die Herrschenden sind keine Mehrheit in dem Sinne, dass sie mit der Bevölkerungsmehrheit auf einer Wellenlänge wären. Es ist also eine schwarze Minderheit, die ihre eigenen Brüder und Schwestern unterdrückt.“

3.4 Kudakwashe Dhliwayo: Volle Kraft voraus

Angesichts der geringen Aussicht auf Aufschwung, den viele meiner Gesprächspartner verbreiten, vergisst man schnell, dass es auch andere Geschichten gibt: So die von Kudakwashe Dhliwayo, einer 26 Jahre jungen

Gründerin, die mit ihrem Start-up Recycling-Lösungen für Unternehmen machen will – und als Zielmarkt mittelfristig nicht mehr nur die zweitgrößte Stadt Bulawayo im Blick hat, sondern das ganze Land und schließlich das ganze südliche Afrika.

Als „Kuda“, wie die meisten sie nennen, mich in einem Büroflur für Gründer in einem Hochhaus direkt im Zentrum von Bulawayo empfängt, ist sie erst ein paar Tage aus Mali zurück. Dort hat sie an einer Branchenkonferenz mit Gleichgesinnten in der Hauptstadt Bamako teilgenommen. „Für mich war das Networking sehr wichtig, weil auch außerhalb der speziellen Schwierigkeiten, die wir in Simbabwe haben, Abfallmanagement eine Branche ist, in der man es schwer hat. Die Gewinnspannen sind sehr, sehr gering, und meistens dauert es Jahre, bis man den Durchbruch schafft und Erfolg hat.“

Dabei gäbe es einiges zu tun: Von den fast 200.000 Tonnen Plastikmüll, die in Simbabwe jährlich anfallen, werden gerade einmal 12 Prozent recycelt, schätzt die simbabwische Environmental Management Agency (EMA). Der Rest wird verbrannt, landet auf Müllkippen oder sonst irgendwo in der Umwelt. Laut EMA verenden jährlich 5.000 Tiere, die Plastik gefressen hatten – Esel, Ziegen, Schafe, etc.

Erst überrascht mich, dass es überhaupt einen Markt gibt für die kostenpflichtigen Angebote von „Vital Recycling“ – schließlich gibt es in Bulawayo auch eine kommunale Müllabfuhr. Die, erklärt Dhliwayo, komme jedoch zu selten und zu unregelmäßig. „Und das zweite Problem ist, dass Firmen und Produktionsbetriebe sich an Gesetze und Richtlinien wie den Abfallstandard ISO-9000 halten müssen. Die verpflichten sie dazu, ihren Müll zu trennen.“

An diesem Punkt wird Vital Recycling aktiv: Kudakwashe und ihre Kollegen schulen die Mitarbeitenden ihrer Kunden in Mülltrennung. Vertragsarbeiter des Start-ups sammeln die verschiedenen Abfälle an den Standorten der Kunden ein – das seien aktuell etwa 50 Standorte in Bulawayo, sagt Dhliwayo – und bringen sie aufs Depot. Dort bereiten Andere sie zur Abholung vor – das eigentliche Recycling führen dann Andere durch. Diese Dienstleistung ist im Komplettpaket von Vital Recycling enthalten.

Angefangen hat alles, wie man es aus den typischen Start-up-Erfolgsgeschichten aus dem Silicon Valley kennt: „Wir begannen im Hof meiner Mutter, bei uns zu Hause“, sagt Dhliwayo. „Wir hatten kein Geld, um irgendwas zu mieten, anfangs

waren wir nur zu zweit. Wir ließen Visitenkarten drucken und erzählten den Leuten, was wir vorhatten.“

Die ersten Kunden, Supermärkte, die sich schon lange eine häufigere Müllabfuhr wünschten, waren schnell an Bord. „Nach sechs Wochen hatten wir schon fünf Mitarbeiter“, sagt die Gründerin. Bis dahin beruhte ihr Kapital komplett auf den eigenen Ersparnissen, dann erhielt sie eine Förderung einer NGO, die Umweltprojekte junger Simbabweer förderte. Mit dem Geld konnte sie ein Gelände anmieten und den Hof der Mutter verlassen.

Inzwischen ist Kudakwashe Dhliwayo reine CEO, daneben gibt es einen Koordinator, zwei weitere Angestellte – und drei Sortierer sowie zehn Müllwerker ohne feste Verträge. Um sie anzustellen, sind die Budgets immer noch zu knapp – bisher blieb es bei einer externen Projektförderung. Fürs nächste Jahr sucht sie nach weiteren Förderprogrammen, sagt Dhliwayo. „Die vergangenen Monate waren nicht einfach, um es so auszudrücken.“ Zwar braucht ihre manuelle Sortierung keinen Strom, aber bereits beim Benzin für die gemieteten Mülltransporter geht es los. „Sogar, wenn man so hart arbeitet, reichen die Verkäufe vielleicht nicht aus, um die Kosten zu decken. Aber wir haben uns bisher behauptet“, sagt Dhliwayo.

Behaupten muss sich die junge Unternehmerin auch an anderer Stelle: „Manchmal, wenn ich in einen Konferenzraum komme, über die Dienstleistungen und die großartige Arbeit von Vital Recycling rede, denken [die Männer, die im Raum versammelt sind]: ‚Aha, DU willst uns also etwas verkaufen?‘“, sagt Dhliwayo. Oft gingen ihre Gesprächspartner davon aus, dass es sich um das Unternehmen ihres Vaters handele, das sie geerbt habe – „aber nein, das ist tatsächlich mein Unternehmen!“ Auch der Spitzname Kuda, der auch für Männer genutzt wird, mache es nicht leichter. Die Vorurteile gegenüber Frauen bestärkten sie, es den Männern zu zeigen: „Wir können den Job genauso gut wie der nächstbeste Mann, vermutlich sogar besser.“

Und noch etwas ist Kudakwashe Dhliwayo wichtig zu sagen: „Für mich steht Nachhaltigkeit im Zentrum von allem.“ Die Umwelt ist unser Zuhause, wenn wir sie zerstören, haben wir nichts mehr.“ Deshalb wolle sie mit Vital Recycling den Kreislauf schließen und Wertstoffe zurück in die Produktion bringen.

Nach dem Interview zeigt mir Kudakwashe noch den Standort im Industriegebiet, wo ihr Start-up den Müll trennt, bevor verschiedene Partner ihn abholen und recyceln. Eigene Autos hat das Start-up nicht, also fahren wir mit einem inoffiziellen Taxi, einer klapprigen Kiste, die von einem Bekannten der Gründerin gelenkt wird. Vorbei am uralten Kohlekraftwerk und dem Bahnhof aus Kolonialzeiten geht es ins angrenzende Industriegebiet im Süden der Stadt. Auf dem Gelände angekommen, bin ich überrascht, wie groß es ist und wie viel Müll dort liegt, hauptsächlich Plastikflaschen. Dann allerdings sagt Kudakwashe, sie miete nur einen kleinen Teil des Grundstücks von einer viel größeren Recyclingfirma. Die Häuflein, die in einer Ecke gegen die Mauer gestapelt sind, sehen fast etwas verloren aus im Vergleich zum größten Teil des Hofes. Vital Recycling, so scheint es mir, hat noch viel Entwicklungspotenzial in alle Richtungen, sobald Geld dafür da ist.

3.5 Awadil Farooqi: Workington ist jetzt Waitington

Das Industriegebiet in Harares Südwesten trägt den naheliegenden, fast pragmatischen Namen „Workington“. Hier ist Schwerindustrie ansässig, Metallbau, Maschinenbau, Nahrungsmittelproduktion, die Tabakindustrie, und so weiter und so fort. Allerdings liegt Workington zu großen Teilen brach. „Schau, es sieht aus wie an einem Sonntag“, sagt Awadil Farooqi, der mich in seine Fabrik mitnimmt – an einem Montagmorgen. „Eigentlich müssten hier überall Lkw fahren, Rohstoffe anliefern und Güter abholen“, sagt der 38-jährige Sohn pakistanisch-indischer Zuwanderer, der eigentlich anders heißt. Aus der riesigen Montagehalle am Straßenrand ist kein Mucks zu hören, geschweige ein Hammerschlag. Wir überholen einen einzigen, ramponierten Gabelstapler, dessen Fahrersitz sich zwei Männer teilen, die Gabel ist jedoch blank. Wir überqueren die verrosteten und zugewucherten Gleise – „früher lieferte die Eisenbahn den Nachschub direkt auf die Firmengelände“ – und kommen an drei, vier Sattelschleppern vorbei, die mit Säcken voller brauner Tabakblätter beladen sind. Immerhin dieser Betrieb scheint noch aktiv zu sein. Bald biegt Farooqi auf eine Hofzufahrt ab, hupt zwei Mal, ein Arbeiter im Blaumann schiebt das

Stahltor, dessen Lack längst großflächig abgeplatzt ist, beiseite. Awadil Farooqi lässt den Wagen vor einem Nebengebäude ausrollen, steigt aus und sperrt die Tür auf.

Dahinter wartet ein Büroraum, der an sich ganz normal aussieht: Zwei Schreibtische stehen darin, auf dem einen ein Computer, auf beiden türmen sich die Unterlagen. Allerdings lässt eine feine Staubschicht vermuten, dass hier schon lange niemand mehr gesessen hat. Das Büro gehört zu Awadil Farooqis Fabrik, in der er Popcorn und ähnliche Süßigkeiten hergestellt hat. Vor einem halben Jahr sah er sich gezwungen, die Produktion einzustellen. „Dicht zu machen, die Tore zu schließen und meine Arbeiter heimschicken, war eine schmerzhafteste Umstellung“, sagt der 38-Jährige. „Ich hatte schlaflose Nächte, die hätte wohl jeder.“ Er sagt, die katastrophale wirtschaftliche Lage habe ihn zu dem Schritt gezwungen: „Es gibt keinen Strom, keine Devisen, mit denen ich Rohstoffe importieren könnte, keine Kredite.“

Ein schmaler Durchgangsraum verbindet das Büro mit der Fabrikhalle. Die gegenüberliegende Wand ist eine Fensterfront, die Schatten der Rahmen zeichnen ein Muster auf dem blanken Zementboden. Die Maschinen stehen still, wie stumme Zeugen, dass hier einst Menschen waren, um die Maschinen zu füttern, dass es Arbeit gab, Produktivität. Rechts an der Empore hängt ein verwittertes Schild wie aus einem Paralleluniversum: Darauf sind sauber die Arbeitszeiten gepinselt, Montag bis Donnerstag von 7 bis 17 Uhr, Freitag von 7 bis 12.30 Uhr, Teepause von 9:30 bis 9:45 Uhr, Mittagspause von 13 bis 13:30 Uhr.

Die erste Maschine, die Awadil Farooqi mir erklärt, hätte ich besonders gerne in Aktion gesehen: Vor einem leicht erhöhten, nach fünf Seiten abgeschlossenen Raum, der zur Lagerung diente, stehen zwei staubige Popcorn-Kanonen. Das Endprodukt „Maputi“, kann man sich wie gesalzene Popcorn vorstellen und ist in Simbabwe ein beliebter Snack. „Hier oben hat man den Mais eingefüllt“, erklärt mir Farooqi. Der Deckel, den man dann verriegelte, sieht schon sehr stabil aus, denn unter Wärmezufuhr stieg der Druck im Inneren bis auf 10 bar an. Dann wurde der Deckel geöffnet und das Popcorn schoss ins Lager. Vor dem Podest des Lagerraums liegen im Staub noch einige Körner aus den letzten Tagen der Produktion. Heute ist die Fabrik so verlassen, dass nicht einmal Mäuse darüber herfallen, denke ich.

Ein paar Meter weiter steht eine Industriefritteuse mit vier großen Körben. „Irgendwann war das Frittieröl einfach zu teuer, dann sind wir auf diese Geräte umgestiegen“, zeigt Awadil Farooqi nach rechts. Dort stehen vier schräg gestellte Tonnen aus Edelstahl, auf der Innenseite sind spiralförmige Bleche angebracht wie in einem Betonmischer. Hier wurde Mais geröstet, selbst entwickelte Vorrichtungen trüffelten sparsam das Öl auf die Körner. „Geschmacklich war das natürlich nicht dasselbe“, sagt Farooqi. Aber immerhin, er konnte vorerst weiter produzieren. „Irgendwann kamen wir in die Situation, dass wir nur noch nachts für 3-4 Stunden arbeiten konnten. Tagsüber gab es keinen Strom“, erzählt Farooqi von den letzten Wochen, bevor er dichtmachte. „Wasser war auch ein Problem, wenn es da war, dann nur für 1-2 Stunden am Tag.“

Die Energiekrise hat Simbabwe seit dem südlichen Winter, also seit Juni, fest im Griff: Strom wird rationiert, weil die Reservoirs an den Wasserkraftwerken des Landes zu niedrig sind – unterhält man sich mit den Menschen, hört man aber auch noch Gründe wie Misswirtschaft und fehlende Finanzmittel, um Strom bei den Nachbarländern zu kaufen. Die Wasserkrise hat auch mit dem Verfall der Währung zu tun: Als die Wasserwerke der Hauptstadt Harare am 23. September wieder einmal die Versorgung einstellten, begründeten sie das mit fehlenden Chemikalien zur Aufbereitung, die immer teurer importiert werden müssen. Diese Lage spitzt sich immer weiter zu.

Es habe zwischenzeitlich sogar Zeiten gegeben, in denen zwei Schichten im 24-Stundenbetrieb produzierten. Das war Anfang der 2010er-Jahre, als sich die wirtschaftliche Lage nach der dramatischen Hyperinflation von 2008 noch einmal gefangen hatte. Nachdem selbst Geldscheine mit einem Notenwert von mehreren Billionen Zimbabwe-Dollar nicht mehr für ein Stück Brot reichten, hatte das Regime unter Robert Mugabe die Währung komplett aus dem Verkehr gezogen und den US-Dollar gemeinsam mit anderen ausländischen Währungen als neues Zahlungsmittel eingeführt. Zu dieser Zeit hatten auch Awadil Farooqi und sein Vater noch einmal von vorne angefangen: Früher schweißten in den Hallen bis zu 50 Arbeiter Fensterrahmen, Gitter und andere Metallwaren zusammen. Nach dem Wirtschaftskollaps von 2008 wechselten Vater und Sohn das Metier, hin zur weniger kapitalintensiven Lebensmittelproduktion.

Im März ging auch das nicht mehr. Sein Vater ist vor zwei Jahren gestorben, seitdem leitete Farooqi das Familienunternehmen alleine. „Ich war die letzten 10-15 Jahre im Geschäft, aber leider hat die Situation in unserem Land mir den Boden unter den Füßen weggezogen“, sagt Farooqi bitter. „Ich musste meine Fabrik schließen, weil die wirtschaftlichen Entscheidungen, die die Regierung trifft, der Wirtschaft nicht helfen.“

Farooqi lebt, wie große Teile der indischen Community von Harare, im Stadtteil Belvedere. Er bewohnt ein Zimmer im Haus seiner Mutter, mit seiner Ex-Frau teilt er sich das Sorgerecht für den gemeinsamen Sohn. Jeden Tag zur Mittagszeit holt er den Sechsjährigen von der Vorschule ab, verbringt bis zum Abend Zeit mit ihm oder fährt ihn zwischendurch zur Koranschule. Jedes zweite Wochenende haben Vater und Sohn gemeinsam, Awadil Farooqi und seine frühere Frau scheinen ihrem aufgeweckten Sohn zuliebe zu meistern, was nur wenige Scheidungseltern hinbekommen. Seit März hat der Vater sogar mehr Zeit für seinen Sohn, als ihm lieb wäre.

Über Wasser hält Farooqi sich, wie so viele Simbabwer mit Währungsdeals, als wir im Auto sitzen, ruft ein potenzieller Kunde an, der eilig 1.000 US-Dollar braucht. Farooqi hält das Lenkrad in der linken Hand, mit der rechten jongliert er Handy und Menthol Zigarette, und versucht, Geld aufzutreiben, bei solchen Geschäften verdient er fünf bis zehn Prozent Provision.

Seine zweite Einkommensquelle ist Propangas: Unter einem Carport im Hinterhof stehen ein paar hohe, längliche Flaschen. Immer wieder kommen Nachbarn vorbei, gerade eine Frau, die eine gedrungene leere Gasflasche auf dem Kopf balanciert. Farooqi stellt die Flasche auf eine Waage, schließt einen Schlauch an, stellt seine große Flasche auf den Kopf und öffnet die Ventile. Gasgeruch breitet sich aus, ich bin froh, dass er gerade keine Menthol Zigarette raucht. Die Frau hätte gerne drei Kilo Gas, das wären 4,20 US-Dollar, Farooqi hat aber kein Wechselgeld, also verkauft er ein bisschen weniger Gas für runde vier Dollar.

Die 1.000 Dollar, die er für seinen Kunden besorgen sollte, konnte er dieses Mal leider nicht so schnell auftreiben.

3.6 Danai Mupfumira: Arm trotz Arbeit

Der öffentliche Nahverkehr in Simbabwe ist, von einigen wenigen Bussen des staatlichen Betreibers ZUPCO abgesehen, fest in privater Hand. Herzstück sind heruntergerockte Minibusse asiatischen Fabrikats, wie sie in vielen Ländern Afrikas unterwegs sind, zum Beispiel unter dem Namen Tro-Tro oder Matatu; in Simbabwe heißen sie „Kombis“. Ein Kombi ist meist für 15 Personen zugelassen und mit mehr als 20 Menschen besetzt. Wenn beim besten Willen niemand mehr in den Fahrgastraum passt, sieht man auch schon mal junge Männer auf der hinteren Stoßstange mitfahren. Fahrpläne gibt es keine – ein Kombi fährt dann von seinem Startpunkt los, wenn er bis auf den letzten Platz besetzt ist. Das Kombi-Business ist hart umkämpft und muss – von der ZUPCO-Ausnahme abgesehen – ohne staatliche Subventionen kostendeckend arbeiten. So erklärt sich, dass ich innerhalb Harares nie mehr als fünf Bond (damals 0,30 Euro) gezahlt habe, in Kariba aber immer mindestens sieben. Und so erklärt sich auch, warum es in der über eine weite, sehr bergige Fläche verstreuten Stadt am Stausee Glückssache ist, einen Kombi zu erhaschen, während man in Harare nur Minuten wartet.

Für Danai Mupfumira sind die selten fahrenden, heillos überfüllten, klapprigen Busse ein Luxus, den sie sich nicht leisten kann. Zumindest nicht, solange die Lage so bleibt, wie sie ist. Die 34-Jährige, die eigentlich anders heißt, arbeitet als Putzhilfe im Krankenhaus von Kariba. Netto bringt sie 565 RTGS im Monat nach Hause, das waren Anfang Oktober, als ich mit ihr sprach, kaum mehr als 30 Euro.

Danai ist eine der Personen, bei denen ich mir selbst mit viel Fantasie nicht vorstellen kann, wie sie über die Runden kommen: Vom Gehalt gehen nochmal 60 RTGS für Miete ab, dazu kommen Wasser- und Stromrechnungen. Die Familie lebt mit fünf Parteien in einem Haus im seenahen Stadtteil Nyamhunga, das Mupfumiras Schwiegermutter gehört. Die beiden Kinder gehen zur Schule, was ebenfalls mit Kosten verbunden ist. Und dann sei sie gezwungen, den Kindern auch noch Extrastunden bei ihren Lehrern zu bezahlen, weil sie teils nur dort relevante Lerninhalte vermittelten – das kostet weitere 20 RTGS pro Kind pro Monat. Danais Ehemann arbeitete früher für das Grain Marketing Board, die staatliche Getreidebörse, bis er vor sechs Jahren arbeitslos wurde. Seitdem ist die Familie komplett auf Danais Gehalt angewiesen, das durch die Inflation immer wertloser

wird. Auf den Tisch kommt ein- bis zweimal täglich Sadza mit Gemüse, Fleisch kann sich die Familie nicht mehr leisten. „Und wenn das Sadza ausgeht, sind wir verloren“, sagt Danai. Auch Medikamente kann sie sich nicht mehr leisten – als wir uns unterhalten, leidet sie unter Kopfschmerzen, kann sich aber das Kopfschmerzmittel nicht leisten. „Die Wirtschaft tötet uns, tagein, tagaus...“, klagt Mupfumira.

Und so bleibt auch kein Geld für die Kombis. „Sieben RTGS für den Hinweg, sieben für den Rückweg. Das wären 14 RTGS pro Tag, an fünf Tagen die Woche...“, rechnet Danai vor. Auf den Monat gerechnet würden die Kombis die Hälfte ihres Nettogehalts schlucken, also muss sie die 17 Kilometer anders zurücklegen. „Manchmal müssen wir von Heights nach Mahombekombe laufen“, erzählt sie über ihren täglichen Nachhauseweg nach Dienstschluss. Das Krankenhaus liegt in Heights, dem am höchsten gelegenen Stadtteil von Kariba. Mahombekombe ist eine ärmere Siedlung drei Kilometer unterhalb. „Dann trampen wir von Mahombekombe nach Nyamhunga.“

Das größte Problem auf dem Weg sind die Elefanten. „Es gibt auch Löwen, wobei ich selbst nie einen gesehen habe. Aber sie wurden gesichtet und sie haben auch schon Menschen getötet“, sagt Danai Mupfumira. Zwischenfälle mit Elefanten sind wesentlich häufiger: Kariba liegt zwischen den beiden Nationalparks Matusadona und Mana Pools, große Herden durchkämmen das Gebiet. An meinem ersten Abend in Kariba habe ich beim abendlichen Spaziergang mindestens 20 Elefanten beobachtet, wie sie zwischen einer Fischfarm und dem Ortsteil Nyamhunga umherstapften. Kein Wunder, dass sie sich immer wieder auch in die Wohngebiete selbst verirren – und kein Wunder, dass sie dort aggressiv werden, wenn sie sich in die Enge getrieben fühlen. Der Mensch-Wildtier-Konflikt hat schon mehrfach Tote gefordert – zuletzt erst zwei Wochen vor meinem Besuch, erzählten mir die Menschen in Nyamhunga.

„In diesem Land gehen wir durch die Hölle, es ist Hölle auf Erden“, sagt Danai Mupfumira. „Ich weiß nicht, wie es weitergeht, das weiß nur Gott. Jeder betet. Wir haben Demonstrationen ausprobiert, wir haben dies und jenes probiert, nichts hilft. Diese Typen kümmert das nicht.“ Verglichen mit der heutigen Lage klingen ihre Schilderungen der Mugabe-Zeit wie das Paradies auf Erden: „Als Mugabe noch an der Macht war, konnte ich einen Laib Brot für 70 Cent kaufen. Fünf Eier für einen Dollar. Ich bin mit Kombis für 50 Cent gependelt. Heute ergibt mein Gehalt einfach

keinen Sinn.“ Sie sagt, sie sei froh und traurig zugleich gewesen, als Mugabe im November 2017 von der Macht entfernt wurde: „Wir, die junge Generation, erwarteten einen anderen Anführer, andere Leute, eine andere Partei an der Macht.“ Sie bringt damit auf den Punkt, was so viele Simbabwer mir erzählten: Nach der anfänglichen Euphorie über den Wechsel an der Staatsspitze bleibt bei ihnen das schale Gefühl zurück, dass die neue Führung aus demselben Holz geschnitzt ist. Manche sagen, erst im Nachhinein hätten sie gemerkt, dass Mugabe gar nicht alleine das Problem gewesen sei, sondern Zanu-PF.

Die derzeitige Krise sieht Danai Mupfumira auf demselben Level wie 2008. „Es war genau wie jetzt, nur, dass die Regale leer waren.“ In ihrer Familie, sagt sie, versuchten sie einander zu unterstützen und aufzumuntern, so gut es eben geht. „Physisch, emotional, spirituell – wir müssen in dieser Zeit einfach stark sein.“ Aber so drastisch sich ihre Lage auch gerade darstellt, sie sagt auch: „Wir sind stärker als wir denken, wir Simbabwer.“

3.7 Peter Musavayi: Farmer, Unternehmer, Innovator

„Willkommen auf meiner Farm“, sagt Peter Musavayi und drückt mir einen himmelblauen Plastikbecher in die Hand. Als der Lkw auf den Hof gefahren ist, war der 45-Jährige gerade bei seinen Ziegen, die Milch im Becher hat er gerade frisch gemolken. Sie hat noch Körpertemperatur, schmeckt süß und lecker. Die gut zwei Stunden zuvor habe ich auf dem Beifahrersitz des großen Lkw verbracht, neben Gilbert, Musavayis Fahrer, der Kraftfutter in Harare abgeholt und mich gleich mitgenommen hat.

Eigentlich ist Musavayi ein paar Jahre zu alt für die Zielgruppe, die ich in dieser Recherche betrachte. Aber es gibt in Simbabwe kaum junge Farmer, was zum Teil auch an der Landreform Anfang der 2000er liegt: Damals wurden weiße Farmer quasi über Nacht und teils gewaltsam von ihren Farmen vertrieben; viele von ihnen bewirtschafteten riesige Flächen und waren dafür verantwortlich, dass Simbabwe beziehungsweise früher Rhodesien den Ruf als „Brotkorb“ des südlichen Afrikas hatte. Zwar war es nie so, dass das Land die Nachbarländer im ganz großen Stil

mitversorgte, aber immerhin reichten die Erträge nicht nur, um die Mägen der Simbabwe zu füllen, sondern auch für stabile Exporte, die Jahre der größten Dürren ausgeklammert. Die plötzliche Eile und die Gewalt, mit der Mugabes Regierung die Landreform durchführte, brachte viele weiße Farmer dazu, das Land zu verlassen, teils mit, teils ohne Maschinen und Produktionsgüter, und sich ihre Existenz in benachbarten Ländern wie Sambia oder Mosambik neu aufzubauen. Die Farmen wurden nicht selten zerschlagen, in den meisten Fällen setzte Mugabe statt Agrar-Experten Veteranen oder Parteifreunde seiner Zanu-PF auf das Land. Formell blieb das Land jedoch in Besitz des Staates, der 99-jährige Pachtvertrag ausgab. Mir wurde oft erzählt, dass das den Banken als Sicherheit für dringend benötigte Kredite jedoch nicht ausreichte. So hatte die Landreform alles in allem dramatische Folgen für die Nahrungsmittelproduktion und den Agrarsektor als zentralen Wirtschaftszweig für Simbabwe. „Im Grunde ist alles in sich zusammengebrochen und wir haben nun 20 Jahre Beweise gesammelt, dass (die Reform) gescheitert ist“, sagte mir der Wirtschaftsberater John Robertson. „Aber selbst heute weigert sich die Regierung, ihr Scheitern anzuerkennen.“

Auf der Lkw-Fahrt mit Gilbert von Harare nach Südwesten, aber auch auf meinen anderen Überlandfahrten habe ich viele brachliegende Felder gesehen. Es gibt auch nur wenige junge Farmer, weil es seit der Landreform noch komplizierter geworden ist, legal an Anbauflächen zu kommen, und an Kredite sowieso. Auch Peter Musavayi profitierte davon, dass er sein Startkapital von Verwandten leihen konnte, als er 2007 aus Deutschland zurückkam, ein Studium der Agrarwissenschaften in der Tasche, und seine Farm eröffnete. „Natürlich habe ich auch von der Landreform profitiert“, sagt er heute: Der größte Teil der Farm, auf dem auch der Hof selbst steht, gehörte schon vorher seinem Vater, aber durch die Umverteilung wurden ihm weitere Flächen zugewiesen, auf denen er heute Mais und Soja als Tierfutter anbaut.

„Komm, wir schauen uns die Schweine an“, sagt Musavayi, und der Akzent des schwarzen Farmers klingt eher nach weißem Südafrikaner, wenn er sagt: „Der beste Startpunkt ist das Herz der Farm, meine Schweineproduktion, die mein größtes Projekt ist.“

Die Ställe liegen hinter einem kleinen, halb zugewucherten Abschnitt, den Peter seinen „Schrottplatz“ nennt: „Ich sammle Schrott. Es ist nämlich kein Schrott“, sagt er. Es sprießen schon dünne Bäumchen zwischen den Bohlen, Rohren und

Gestängen, weiter hinten steht ein verblichener Kindersitz. Etwas abseits bauen gerade zwei Arbeiter Futtertröge für die Ziegen, indem sie alte Autoreifen zu zwei Hälften zerschneiden und auf links drehen. Musavayi sagt, diese Recycling-Mentalität habe er aus seiner Zeit in Deutschland mitgenommen. Er ist mit einer Deutschen verheiratet, sie lebt mit den drei Söhnen in Harare, wo er zumindest die Wochenenden verbringt. Während er mir seine Farm erklärt, streut Musavayi immer wieder deutsche Worte ein.

Im Schweinestall angekommen, wird er gleich das deutsche Wort „Gülle“ benutzen. In Simbabwe ist es, so wie Musavayi es darstellt, ein Fremdwort; auch seine Arbeiter schieben die Exkremente der Schweine über eine mit Estrich verkleidete Rinne nach draußen. In seinen Ställen spricht Musavayi von seiner „Schweine-Industrie“: Die Produktion ist genau durchgetaktet, zu jedem Zeitpunkt werden die gemauerten Boxen von 300 bis 500 Schweinen bevölkert, die ein halbes Jahr nach Geburt zum Schlachthof gebracht werden, mit einem Idealgewicht von dann etwa 50-60 kg. Je schwerer, desto lohnender für Musavayi, denn der Schlachthof zahlt am Ende nur 30 Zim-Dollar (was im Oktober kaum 1,50 Euro waren) pro Kilo. Zu schwer dürfen sie aber auch nicht werden, ab 70 kg Schlachtgewicht gilt ein Schwein als „Baconer“, dessen Fleisch dann eher für Würstchen und andere verarbeitete Produkte verwertet wird, nicht mehr als Filet. Jede Woche sind zwischen 20 und 40 Tiere schlachtreif. „Diese gehen diesen Monat zum Schlachthof, diese nächsten Monat“, sagt er über jede einzelne Box, an der wir im Stall vorbeigehen.

Zur Zucht hält Musavayi zwei Eber und 50 Sauen. Schweine sind wie ein „Uhrwerk“ erzählt Musavayi, eine gedeckte Sau verbringt genau drei Monate, drei Wochen und drei Tage in ihrer Box, bis die Ferkel da sind. Mit Kreide sind an jeder Box die Lebensdaten der Schweine darin notiert. Der Züchter hält nichts von der in Deutschland üblichen Praxis, die Sau an den ersten Tagen nach der Geburt festzubinden, damit sie die Ferkel auf dem engen Raum nicht zertrampelt: „Das ist eine sehr restriktive, grausame Art, Schweine zu züchten.“ Stattdessen hat er in den Aufzuchtboxen separate Bereiche für die Jungtiere gebaut, sie werden nur zu bestimmten Zeiten zur Mutter gelassen. „Die will dann so sehnlichst stillen, dass sie sich einfach auf die Seite legt und die Babys trinken können“, sagt Musavayi. Während der Stillzeit gibt er dem Futter der Sau Laktate zu, auch sonst besteht das Futter aus Mais, einem Anteil proteinreichem Soja und anderen Zusätzen für ausgewogene Ernährung. Die konzentrierten Zusatzstoffe, die ich früher am Tag mit

Lkw-Fahrer Gilbert am Stadtrand von Harare abgeholt habe, kosten 600 Zim-Dollar (im Oktober waren das gut 30 Euro) pro 50-Kilo-Sack.

Ich kann mir so langsam zusammenreimen, wie schmal die Margen bei dem mageren Kilopreis im Schlachthof sind. „Ich überlebe nur durch Quantität“, sagt Musavayi. Er schätzt, dass auf seinem Hof insgesamt mindestens anderthalb Tonnen Futter pro Tag in die Mägen der Tiere wandern. Das funktioniert finanziell nur deshalb, weil er den größten Teil seiner Mais- und Sojavorräte selbst anbaut, statt teuer kaufen zu müssen. Allerdings rechnet er in der kommenden Saison mit einer eher kargen Ernte: Weil die Regenfälle sehr unberechenbar sind, will er Mais pflanzen, der schnell wächst, dafür jedoch auch weniger Ertrag pro Hektar bringt. Im nächsten Jahr wird Musavayi wohl Futter zukaufen müssen.

Wenn nämlich eines der Klischees über Schweine stimmt, dann das über ihren zügellosen Appetit - auf den Musavayi ja auch angewiesen ist, schließlich verdient er nur an fetten Schweinen etwas. Das Klischee, dass sie schmutzige Tiere nicht seien, sei falsch, sagt er, während zwei seiner Arbeiter gerade die Boxen mit dem Wasserschlauch ausspritzen. Das Wasser dafür kommt aus einem Bohrloch, der Strom, um es an die Oberfläche zu pumpen, wird von einem schweren Diesel-Generator erzeugt. Der schlucke etwa 20 Liter Diesel am Tag, schätzt Musavayi – Diesel, der in Simbabwe nicht nur teuer ist, sondern derart knapp, dass es Glückssache ist, ihn auf Anhieb und ohne allzu langes Warten zu bekommen. Den Generator braucht er auch, damit Kühltruhen voller Fleisch kühl bleiben.

Und damit zurück zur Gülle, die über die Rinne im Mittelgang des Stalls nach draußen fließt: Peter Musavayi will künftig etwas mit ihr anfangen, nicht nur, weil er Sachen gerne recycelt, sondern auch, weil er damit gleich mehrere Probleme auf einmal lösen kann. Schon in ein paar Monaten soll die Gülle in einem unterirdischen Tank aufgefangen werden, um Biogas zu produzieren. Das Biogas will er zur Stromerzeugung nutzen, was viel Geld, aber auch viel Zeit auf der Diesel-Jagd sparen würde. Für die fernere Zukunft plant Musavayi auch eine kleine Fischzucht als Nebenprodukt, denn Gülle gibt ein gutes Fischfutter ab.

Je länger ich mit Peter über seinen Hof gehe, desto mehr gewinne ich den Eindruck: Wer in Simbabwe als Farmer bestehen will, muss experimentierfreudig sein und ständig sein Geschäftsmodell ändern. Früher zog er jede Woche 2.000 Hühner auf, heute sind es nur noch ein paar Hundert für seine Arbeiter und die erweiterte Familie

in Harare, es lohnt sich einfach nicht mehr. Auch die kommerzielle Eierzucht hat Musavayi aufgegeben, „das lohnt sich bei 1.000 Eiern nicht, dafür hantierst du mit Zehntausenden Eiern.“ Günstiger sind da die Ziegen, die frei über den Hof laufen und von denen Musavayi immer mal wieder welche verkauft, gerade experimentiert er mit den Rassen Boer und Senne. Weil er in seiner Zeit in Baden-Württemberg Käse lieben gelernt hat, will er bald auch Ziegenkäse produzieren. Die Milch seiner Ziegen schmeckt schon mal, das kann ich bestätigen. Während meines Besuchs ist der eingepferchte Bereich, in dem Musavayi Rinder züchtet, leer: Hin und wieder kauft er in umliegenden Dörfern magere Rinder und füttert sie, bis sie schlachtreif sind. Das sei lukrativer, als sie komplett selbst zu züchten.

Es gibt einen Bereich der Farm, der den Tieren verboten ist: ein Gemüseacker, auf dem fast alles wächst, was bei Musavayi, seiner Familie und den rund 30 Mitarbeitern und deren Familien auf den Tisch kommt. Bei einer Inflationsrate von mehr als 300 Prozent sind Naturalien nicht die schlechteste Bezahlung: „Das nimmt den Druck, dass die Gehälter sie nicht ernähren könnten“, sagt Musavayi. Mittags wird immer zusammen gegessen, auch die kleinen Wohnungen stellt der Farmer. Zusätzlich zahlt er seinen Beschäftigten 500 Zimbabwe-Dollar, was mal ein guter Lohn war, immer noch weit über dem Mindestlohn von 180 Dollar liegt und im Oktober rund 25 Euro entsprach. „Ich glaube, meinen Leuten geht es damit viel besser als irgendwem in Harare, der mit dem Taxi oder Bus zur Arbeit fährt, von seinem Lohn auch noch sämtliche Lebensmittel und alles kaufen muss und dazu vielleicht sogar noch Miete zahlen muss“, sagt Musavayi.

Der rasante Wertverfall des Geldes macht natürlich allen Menschen und allen Wirtschaftszweigen in Simbabwe zu schaffen. Farmer, deren Produkte verderblich sind, sind jedoch oft in einer besonders misslichen Lage: Abnehmer sind oft große Supermarktketten, die ihre Marktmacht ausspielen können – und sich nicht selten ausbedingen, erst später zu zahlen. Das ist in vielen Ländern völlig normal, in Simbabwe mit seiner instabilen Währung ist es jedoch fatal: „Es ist beängstigend, denn wenn man nicht ‚Cash on Delivery‘ bezahlt wird, kann man nicht bestehen“, sagt Musavayi. Ein anderer Farmer, der Gemüse anbaut, erzählte mir, es sei keine Seltenheit, dass er bis zu einem Monat auf Zahlungen warten muss. Das Geld fehlt in der Zwischenzeit nicht nur, um neue Produktionsmittel zu kaufen, vor allem ist es nur noch einen Bruchteil dessen wert, was es zum Zeitpunkt der Lieferung wert war.

Ein paar Wochen nach meinem Besuch auf Peter Musavayis Farm leitet mir dieser andere Bauer eine acht Minuten lange Sprachnachricht weiter, die offenbar gerade in WhatsApp-Gruppen weißer Farmer die Runde macht: Darin erzählt eine weiße Farmerin ausführlich, wie sie und ihre Familie von ihrem Hof östlich von Harare vertrieben worden seien – unter Billigung der Regierung. Diese konkrete Geschichte konnte ich nicht unabhängig nachprüfen, aber im Jahr 2019 ist die fehlende Sicherheit beim Landbesitz nur einer von vielen Gründen, warum Simbabwe meilenweit davon entfernt ist, wieder der Brotkorb des südlichen Afrikas zu werden.

3.8 Spencer Manyuchi: Von der Schule in die Arbeitslosigkeit

Es ist Mittwochvormittag, als ich Spencer Manyuchi im Vorgarten antreffe; er hat auf dem kleinen Rasenstück vor seinem Elternhaus einen rostigen weißen Gartentisch aufgeklappt, mit einem Freund hängt er auf den Gartenstühlen ab. Der Name des Freundes tut für diese Geschichte nichts zur Sache, auch Spencer heißt eigentlich anders. Auf dem Tisch steht eine bauchige PET-Flasche, den Eisblock, der einmal darin war, hat die Vormittagshitze längst in Wasser verwandelt. In Spencers Schoß liegt ein Phablet, ein übergroßes Smartphone, das schon fast als Tablet durchgeht, und das sein wichtigstes Werkzeug ist, um die Tage rumzukriegen. „Ich bleibe einfach zu Hause, hänge in den sozialen Medien ab, mache gar nichts“, sagt Manyuchi und lacht, nicht wie einer, den etwas amüsiert, sondern dem etwas unangenehm ist.

„Derzeit bin ich arbeitslos“, sagt der 21-Jährige, und fügt hinzu: „Ich würde es nicht arbeitslos nennen, aber ich bin arbeitslos, weil es hier in Kariba keine Arbeit für uns gibt.“ In der kleinen Stadt nahe der sambischen Grenze gibt es kaum Jobs, aber viele junge Menschen, die arbeiten wollen, deshalb läuft es so, erklärt Spencer: „Du musst dich mit dem Vorarbeiter treffen und ihn bezahlen, damit er ein gutes Wort für dich einlegt.“ Und selbst, wenn man eine solche Courtage zahlt, sei das noch keine Garantie: „Wenn er es versucht, kann der Chef immer noch sagen, wir haben genug Arbeiter. Und du hast dein Geld umsonst ausgegeben.“

Spencer hat aber eh kein Geld, um es einem Vorarbeiter zu geben. Seitdem er 2014 von der Schule abging, nach den O-Levels, also der Mittleren Reife, ist er arbeitslos. Er hätte noch weiter lernen wollen, aber allein mit dem Gehalt des Vaters konnten die Eltern die Schulgebühren nicht mehr aufbringen. Spencers jüngere Schwestern gehen beide noch zur Schule.

Wenn sich die Gelegenheit ergibt, versucht er, etwas zum Familieneinkommen beizutragen, aber Gelegenheiten sind rar, und im derzeitigen wirtschaftlichen Umfeld kommen sie noch seltener. „Als ich von der Schule abging, gab es noch kleinere Verträge, Monatsverträge, Tagesjobs und so weiter. Aber jetzt ist es so weit gekommen, dass es das nicht mehr gibt“, sagt Spencer Manyuchi. Wie die meisten Einwohner von Kariba, versucht er ein bisschen von dem Stausee vor seiner Haustür zu profitieren: „An manchen Tagen gehen wir runter zum See und versuchen, Fisch-Jobs zu ergattern und ein paar Dollar zu verdienen.“ Spencer räumt jedoch ein, dass diese Tagelöhner-Arbeiten oft überhaupt kein Einkommen generieren. An guten Tagen könne man mit Kapenta 15 Zimbabwe-Dollar, einen US-Dollar, verdienen. Viele Einwohner von Kariba kaufen den Fischern frische Kapenta, die lokalen kleinen Sardinen, ab, trocknen sie an der Luft und verkaufen sie an die Supermärkte. An Tagen, an denen das Angebot höher ist als die Nachfrage, macht man beim Weiterverkaufen unter Umständen sogar Verlust. „Es ist wie beim Glücksspiel, gewinnen oder verlieren“, sagt Spencer.

Gerade, als ich mir überlege, wie zermürbend das sein muss, sagt er: „Die meisten meiner Freunde haben mit Drogen angefangen, gegen die Angst und so. Er habe es selbst auch probiert, sei aber glücklicherweise wieder davon losgekommen. „Sie nehmen Marihuana, oder diesen Hustensaft, Bronchitis oder wie der heißt.“ Er meint Broncleer, einen Hustensaft mit Codein, der schnell abhängig macht. „Er bringt dich zum Halluzinieren und dir dein Leben ohne die ganzen Probleme vorzustellen. Ich glaube, die derzeitige Situation verleitet viele Jugendliche zu Sachen, die ihnen schaden, ihren Leben in der Zukunft Schaden zufügen.“

Damals hätten so viele seiner Freunde Drogen genommen, dass er es auch mal probieren wollte. „Wenn du Drogen nimmst, gehst du als normal durch. Wenn nicht, hält man dich für seltsam.“ Schnell überwog aber die Erkenntnis, dass der Schaden überwiegt, also schloss Spencer sich eine Zeit lang zu Hause ein, brach den Kontakt zu vielen Altersgenossen ab, las Bücher. „Manchmal hatte ich diesen Drang, ich

brauche das jetzt'. Aber ich sagte mir ,nein, ich mache das nicht'. Psychisch hat mich das sehr belastet.“

Während Spencer Manyuchi mit Arbeitslosigkeit und Drogen zu kämpfen hatte, passierte zum ersten Mal in seinem Leben politisch etwas: „Als ich geboren wurde, war Mugabe Präsident. Als ich erwachsen wurde, war Mugabe immer noch Präsident. Also dachte ich, als er von der Macht entfernt wurde, jetzt wandelt es sich zum Besseren. Aber jetzt habe ich festgestellt, es ist nur noch schlechter geworden.“

Was fängt man in einem solchen Umfeld mit dem eigenen Leben an? Als ich Spencer danach frage, gibt er gleich mehrere Richtungen vor: Er erzählt mir von einem Online-Marketing-Projekt, er brauche nur ein paar Hilfsmittel wie Kameras, damit er seine Lage verbessern könne. Später, als wir zum See spazieren, greift er das Thema erneut auf. Auf meine Fragen, ob Online-Marketing in Kariba, dazu noch in der derzeitigen wirtschaftlichen Situation, so gefragt sei, dass sich ein Einstieg lohne, bekomme ich zur Antwort, dass man sich über Social Media erst einmal Bekanntheit verschaffen müsse.

Etwas greifbarer kommt mir Spencers zweite Idee vor: „Ich versuche gerade, Geld aufzutreiben, um Kurse zu besuchen. Kurse, die mir einen Job im Ausland verschaffen.“ Konkret geht es um Bagger, Radlader, Planierraupen, pro Maschine koste die Ausbildung im Führerhaus mindestens 1.000 Zim-Dollar (zum Zeitpunkt unseres Treffens also mindestens 70 Euro), Spencer würde gerne in Harare zwei bis drei Maschinen bedienen lernen. „Das ist also ziemlich teuer, und es gibt keine Möglichkeit, so viel Geld aufzutreiben. Ich denke also, es dauert eine Weile, bis ich diese Kurse belegen kann.“

Von Kariba aus muss man nur die Talsperre überqueren, schon ist man in Sambia. Viele „Karibbeans“, wie sie sich in Anspielung an die tropische Atlantikregion nennen, machen sich diesen Umstand zunutze und betreiben grenzüberschreitenden Handel. Spencer spricht jedoch von anderen Ländern: „Ich will nach Namibia. Vielleicht auch Südafrika, aber hey, mit der derzeitigen Situation, der Fremdenfeindlichkeit und so weiter, würde ich nicht dorthin gehen.“ In Simbabwe wurde die Gewaltwelle gegen Zuwanderer im September besonders aufmerksam verfolgt; viele haben mir von Freunden und Bekannten im südlichen Nachbarland erzählt. Auch Spencer: „Die meisten meiner Freunde sind dorthin gegangen. Aber gerade denke ich, ich will lieber nach Namibia. Und vielleicht später in eines der westlichen Länder.“

Für Simbabwe sieht Manyuchi keine Chance auf Besserung, auf Fortschritt, auf Prosperität – zumindest „nicht in diesem Leben“: „Vielleicht kommt es in 20, 30 Jahren. Aber dann bin ich nicht mehr in der Lage zu arbeiten, dann bin ich schon alt.“ Anfang Vierzig, Anfang Fünfzig, um genau zu sein.

3.9 Sylvia Khumalo: Wenn ein Job nicht mehr reicht

Sylvia Khumalo* ist einer dieser Menschen, von denen der Funke sofort überspringt. Ihr dunkles, kehliges Lachen wirkt herzlich und aufrichtig, und wenn sie von der vielen Arbeit erzählt, leuchten ihre Augen. „Ich bin 37 Jahre alt, 1982 geboren, und unterrichte an einer High-School. Ich unterrichte Englisch und Weltliteratur.“ Dann sagt sie: „Ich bin eine eifrige Leserin.“ Sie sei großer Fan von Shakespeare, den Brontë-Schwestern, Jane Austen... Aber auch simbabwische Autoren: George Mujajati, Valerie Tagwira, Tsitsi Dangarembga. Am liebsten liest sie Geschichten, in denen es um die schwierige Lage von Frauen in Afrika geht, um die doppelte Belastung zwischen Patriarchat und den Nachwehen des Kolonialismus.

Als Feministin will sie sich trotzdem nicht bezeichnen: „Ich glaube, ich bin einfach eine Frau, die versucht, etwas für Frauen in einer patriarchalischen Gesellschaft zu bewirken.“

Khumalo, die eigentlich anders heißt, unterrichtet an einem Internat in einem kleinen Örtchen 30 Kilometer südlich von Bulawayo, in Richtung des Matobo Hills Nationalparks, in dem der Kolonialist Cecil Rhodes begraben liegt. Ihr Mann ist ebenfalls Lehrer – und wäre die Lage nicht, wie sie ist, würden sie alle drei zusammen in ihrem Haus in Bulawayo leben. Unter der Woche spart Khumalo sich die Transportkosten und bleibt im Internat, während ihr vierjähriger Sohn in der Stadt bei der Großmutter ist. Und ihr Mann lebt und arbeitet in Durban, am Indischen Ozean. Eigentlich war der Plan, dass er nur für ein paar Jahre nach Südafrika geht, um der Familie ein finanzielles Polster zu beschaffen. Inzwischen, sagt Sylvia, steht das aber infrage – bei der derzeitigen Situation kämen sie nur mit simbabwischen Lehrergehältern kaum über die Runden.

Bevor Simbabwe im Juni 2019 den US-Dollar als Zahlungsmittel abschaffte, lag Sylvia Khumalos Gehalt bei 450 Dollar. Dann wurde im Verhältnis 1:2,5 in RTGS umgetauscht. Die 1.125 RTGS, die Sylvia verdient, waren im Oktober kaum mehr als 50 Euro wert. „Es bleibt praktisch nichts mehr, was man mit nach Hause nimmt. Es ist so, als würden wir umsonst arbeiten. So weit ist es gekommen.“ So wie Sylvia geht es praktisch allen Simbabwern im öffentlichen Dienst – der Staat ist der größte Arbeitgeber. Und er kann seinen Bediensteten nicht einmal mehr ein Gehalt zahlen, mit dem sie über die Runden kommen.

„Also dachte ich, ich muss einen Plan machen“, sagt Khumalo. „Menschen haben mich immer interessiert, ich bin kommunikativ, und ich organisiere gerne Veranstaltungen.“ So kam es, dass Sylvia Khumalo neben ihrer Vollzeit-Lehrerstelle noch eine Eventagentur eröffnete, mit der sie Parties, Hochzeiten oder Kirchentreffen organisiert. „Ich moderiere einige der Empfänge, ich organisiere die Deko, die Blumen und nehme die Caterer unter Vertrag.“ Wenn sie unter der Woche in Bulawayo sein muss, nimmt Sylvia sich Urlaub in der Schule. „Es wäre einfacher, wenn ich in der Stadt arbeiten würde, dann könnte ich nach Feierabend arbeiten. Aber so muss ich jedes Mal für ein, zwei Tage in die Stadt um alles zu organisieren“, sagt Khumalo.

Die Arbeit neben ihrem eigentlichen Job macht Sylvia zwar Spaß. Die Gesamtsituation hat trotzdem gravierende Auswirkungen für die Familie: „Wir verlieren dadurch komplett unsere Zeit als Familie“, sagt Khumalo. „Wenn die Lage stabil wäre, würden wir als Familie zusammenleben.“ Ihr Mann kommt etwa einmal pro Monat, meist zum Monatsende. „Er hat im Dezember und an Ostern jeweils zwei Wochen Ferien, dann haben wir zwei Wochen als Familie“, sagt Sylvia. „Ansonsten leben wir getrennte Leben. Wir sagen: Ja, wir sind verheiratet. Und Ja, wir sind eine Familie. Aber das Konzept von Familie, wie sie sein sollte, geht bei uns nicht auf, weil wir uns über Wasser halten müssen.“

Inzwischen denkt Sylvia sogar darüber nach, gemeinsam mit ihrem Sohn nach Durban zu ihrem Mann zu ziehen. Das stand eigentlich nie zur Debatte, sagt Khumalo, und erklärt, warum sie immer in Simbabwe bleiben wollten: „Wenn du in deiner Heimat bist, dann kennst du deine Rechte, niemand nennt dich einen Ausländer, niemand nennt dich ‚Kwerekwere‘“ – so werden in den südafrikanischen Townships die Zugezogenen genannt, die die lokale Sprache nicht sprechen.

Wahrscheinlich kommt das Wort von den Korekore, eine Untergruppe der Shona, die den größten Teil der simbabwischen Bevölkerung ausmachen.

Wenn man Sylvia Khumalo nach der Zukunft fragt, die sie für Simbabwe sieht, bekommt man eine ziemlich ernüchterte Antwort. Der Machtwechsel im November 2017 sei gewesen, wie wenn man „aus dem Kochtopf direkt ins Feuer springt“. Die nähere Zukunft, so drückt die Lehrerin es aus, sei „bleak“, also düster. „Bleak, bleak, bleak.“

3.10 Paul Tongofa: Mit einem Bein im Flugzeug

Das Englisch in Simbabwe hat so seine Eigenheiten: Verkehrsampeln tragen den wunderbaren Namen „robots“ (sie seien ja schließlich nichts anderes als Roboter, erklärte mir mal ein Simbabwer), und häufiger, als mir mit meinem begrenzten Verständnis für die lokale Sprache lieb sein konnte, werden Shona-Vokabeln eingestreut. So dachte ich in meinen ersten Interviews, dass sich ausgerechnet für Elektrizität ein gängiges Shona-Synonym im Sprachgebrauch durchgesetzt hätte, und notierte „sessa“ beim Transkribieren meiner Audio-Aufnahmen, um später die richtige Schreibweise herauszufinden. Meine Vermieterin erklärte mir dann aber schnell, dass es sich in Wahrheit um ein Akronym handelt: für „Zimbabwe Electricity Supply Authority“, kurz ZESA.

Im Gegensatz zu den meisten anderen Staaten der Welt ist die staatliche Elektrizitätsgesellschaft in Simbabwe ein öffentliches Dauerthema, seit sie im Mai 2019 damit begonnen hat, den Strom zu rationieren: Nach einem festgelegten „Loadshedding“-Plan wurden die Siedlungen des Landes zunächst acht, später 16 Stunden täglich vom Strom entkoppelt. Für mich war es der Normalfall – vom gelegentlichen Generator-Strom meiner Vermieter abgesehen –, nur nachts zwischen 22:00 und 6:00 Uhr Strom zu haben, manchmal auch gar keinen. Als Hauptgrund wurden die niedrigen Pegelstände am Kariba-Stausee angeführt, dazu kamen aber auch millionenschwere Außenstände für Strom-Importe. Im Oktober verkündete ZESA einen Preisanstieg um 320%. Das Loadshedding wurde jedoch weitergeführt, und der Frust der Verbraucher blieb.

In Bulawayo sind die meisten Haushalte gerade ohne Strom, als ich Paul Tongofa treffe. Der Elektrotechniker, der eigentlich anders heißt, hält mit einem weißen Pickup mit der Aufschrift ZETDC vor dem Gästehaus, in dem ich mich für drei Nächte einquartiert habe. Er hupt, ich öffne das Tor und lasse ihn hinein – aber ich merke erst kurze Zeit später, dass das wirklich Paul, der Elektriker, ist. Die Zimbabwe Electricity Transmission and Distribution Company, für die er arbeitet, ist eine Tochterfirma von ZESA und vereinfacht gesagt dafür zuständig, den Strom, den ZESA produziert, von A nach B zu befördern. Tongofa ist „Transmission Substation Technician“, also für die Wartung und Instandhaltung der Trafostationen in der westlichen Landeshälfte zuständig. Er kommt gerade von der Arbeit, diese Nacht hat er Bereitschaft, deshalb auch der Firmenwagen. Allerdings rechnet er nicht damit, dass er ausrücken muss: „Das Stromnetz ist wie ein Lkw, sagen wir ein 7-Tonner. Wenn er nur mit zwei Tonnen beladen ist, ist die Wahrscheinlichkeit für Probleme geringer. Weil das System nur leicht belastet wird, gibt es wenige Störfälle, das ist das Gute an der heutigen Situation.“

Das Schlechte müssen Tongofa, seine Frau und seine bald drei Jahre alte Tochter genauso ausbaden, wie alle Familien, in denen niemand bei den Energieversorgern arbeitet: Im Kühlschrank werden die Lebensmittel schneller schlecht, erzählt er, und ob man nach Einbruch der Dunkelheit lesen kann, hängt vom Loadshedding ab.

Ich will wissen, ob er häufig von Nachbarn, Freunden und Bekannten, die genauso im Dunkeln sitzen, auf seinen Beruf angesprochen wird. „Ja, natürlich. Ich erlebe fast jeden Tag, dass Leute mich fragen, warum wir den Strom abschalten, schließlich sollen wir ihn doch rund um die Uhr bereitstellen.“ So schnell, schätzt er, wird Simbabwe nicht aus dem Loadshedding herauskommen, selbst wenn eine üppige Regenzeit den Kariba-Stausee bald wieder auffüllt. „Solange es keine neuen Projekte wie Thermalenergie oder Solarkraftwerke gibt, sind wir von der Wasserkraft abhängig.“

Dass Tongofa bei der staatlichen Elektrizitätsgesellschaft gelandet ist, hat mit der Wirtschaftskrise von 2008 zu tun, dem „schlimmsten Jahr“, wie er sagt. Als Schüler liebte er Naturwissenschaften, er wollte Arzt werden. „Meine Träume wurden 2008 zerstört“, resümiert Paul. Seine Eltern konnten die Studiengebühren inmitten der schwierigen wirtschaftlichen Lage nicht aufbringen. Also begann er eine Lehre zum Elektriker bei einer Gastronomiefirma. Die musste wegen der Krise schon bald

Stellen streichen, auch die Auszubildenden waren darunter. „Dann ging ich zum College, Harare Polytechnic, das war 2010“, erzählt Tongofa. „Eines Tages kam mein Mitbewohner an der ZESA-Zentrale in der Stadt vorbei. Sie sagten ihm, er soll vorbeikommen und sich bewerben.“ Der Mitbewohner bewarb sich, Paul auch, und so konnten beide ihre Ausbildung fortsetzen. Seitdem arbeitet er als Elektrotechniker für ZETDC.

Tongofa verdient derzeit 3.000 Zimbabwe-Dollar (am Tag des Interviews waren das etwa 180 Euro). Die Gehälter werden zwar von Zeit zu Zeit angehoben, das reicht aber bei weitem nicht, um die Inflation auszugleichen. Er würde gerne weiter lernen und seine Karriere voranbringen, aber ein Studium zum Elektroingenieur wäre in Vollzeit. Unmöglich als Hauptverdiener in einer Familie im heutigen Simbabwe. „Also dachte ich, ich versuche, nach Australien zu kommen und meine Träume zu erfüllen.“

Eine von Tongofas Schwestern lebt bereits in Großbritannien, sie schickt ihren Eltern hin und wieder Geld. Auch Paul wird, wenn alles glatt läuft, nicht mehr ewig bleiben: Der Visumsantrag für Australien ist bereits gestellt, seine Fähigkeiten und sein Englisch durchgetestet, er war sogar schon zu einem Vorstellungsgespräch auf der Botschaft. „Gerade warte ich auf die Antwort“, sagt Tongofa. Die Schwester seiner Frau lebt mit ihrer Familie bereits in Adelaide; sie wollen sogar die Flüge zahlen. Sobald das Visum da ist, wollen die Tongofas zu ihnen nach Adelaide reisen.

3.11 Ha'Tikwah: Leben in der Diaspora

Die letzten beiden Tage meiner Simbabwe-Recherche verbringe ich sehr bewusst nicht mehr im Land selbst, sondern in Johannesburg: Zu wichtig ist die Rolle der Diaspora, um sie in dieser Recherche außen vor zu lassen. Am Morgen nach meiner Ankunft stehe ich in einer Schule im Stadtteil Hillbrow. Viele der Lehrer kommen aus Simbabwe, mit einem komme ich darüber schnell ins Gespräch. Nur eine Bitte hat der Mann, der ein Kreuz an einer Kette um den Hals trägt, auf dem Kopf eine Kippa, und der seinen Klassenraum mit einem Israel-Fähnchen geschmückt hat: Ich soll ihn zu diesem Thema nicht mit seinem richtigen Namen

zitieren, der ziemlich simbabwisch klingt – stattdessen soll ich ihn Ha'Tikwah nennen. Das hebräische Wort ist mir bei einem Jahre zurückliegenden Aufenthalt in Israel häufig begegnet, es bedeutet „die Hoffnung“ und ist auch der Titel der israelischen Nationalhymne. Der Text ist wiederum ein altes zionistisches Gedicht aus dem 19. Jahrhundert, in dem es um die Hoffnung geht, eines Tages ins gelobte Land wiederzukehren.

Einen jüdischen Staat gab es damals nicht – für den Lehrer Ha'Tikwah ist seine Heimat nur eine zwölfstündige Busfahrt entfernt. „Ich habe darüber nachgedacht, wieder zurückzugehen. Aber ich sehe auch, dass das Land mir und meiner Familie gerade nichts zu bieten hat. Ja, es ist mein Land, ich bin dort geboren und ich liebe es immer noch – aber zum jetzigen Zeitpunkt glaube ich, ich bin hier besser aufgehoben.“

Ha'Tikwah kam 2006 nach Johannesburg, also noch zwei Jahre vor der Hyperinflation in Simbabwe. Auch damals sei die Lage schon schwierig gewesen: „Ich hatte das Gefühl, was dort passierte, sabotierte meine Karriere. Also wollte ich nach Südafrika, um dort mein Glück zu versuchen.“ Nach einem Restaurant-Job landete der Lebensmitteltechniker schließlich als Chemielehrer an der Privatschule. Seine simbabwische Freundin, später Frau, lebte bereits vor Ha'Tikwah in Johannesburg, 2005 kam ihr gemeinsamer Sohn zur Welt. Als Familie zusammenzuleben, hätte natürlich auch Vorteile, sagt er.

Zu dritt mieten sie eine Wohnung im Zentrum von Johannesburg, in Laufweite zur Schule, an der Ha'Tikwah unterrichtet. Er läuft auch zu Fuß zur Arbeit – wobei in dieser Gegend jeder davon abraten würde: Johannesburgs Innenstadt, der Central Business District (CBD), hat sich mit dem Ende der Apartheid vom Geschäftszentrum zum Problemviertel entwickelt, kriminelle Banden besetzten Häuser. Büros und Geschäfte wichen auf andere Stadtteile aus, der CBD fiel der Verwahrlosung anheim. Allmählich wandelt sich das Viertel wieder zum Besseren. „Für mich gesprochen, ist es sicher“, sagt Ha'Tikwah. „Aber hier in Joburg kann alles passieren. Ich kann nicht sagen, ich bin 100 Prozent sicher.“

Erst vor kurzem war es in Johannesburg ganz und gar nicht sicher für den Simbabwer und seine Familie: Anfang September 2019 hatte es in Johannesburg und anderen südafrikanischen Städten gewaltsame Ausschreitungen gegeben, die sich gegen Zuwanderer aus anderen afrikanischen Ländern richteten. „Xenophobia“

war in Simbabwe oft das erste Schlagwort, sobald das Gespräch auf Südafrika kam. Für viele Simbabweer, die anderswo ihr Glück versuchen wollen, kommt das südliche Nachbarland nicht mehr infrage.

Andere können sich trotz „Xenophobia“ nach wie vor vorstellen, dorthin auszuwandern, wie so viele vor ihnen: Viele Simbabweer sind nach Südafrika gegangen und haben oft gute Jobs gefunden, manche Angaben zu ihrer Anzahl liegen im sechsstelligen Bereich, andere sprechen von zwei bis drei Millionen. Und weil Simbabweer in Südafrika einen sehr guten Ruf als Arbeitskräfte haben – gebildet, fleißig, sogar ihr Fahrstil steht höher im Kurs als der der Südafrikaner –, während die Verhältnisse für viele Südafrikaner immer prekärer werden, sind die Ausländer oft schnell als Mitschuldige an der schlechten Arbeitsmarktsituation ausgemacht.

Die Spannung entlud sich im September in einer Welle fremdenfeindlicher Gewalt mit zwölf Toten. Als wir etwa sieben Wochen später darüber reden, sagt Ha'Tikwah: „Ich bin von der Arbeit immer sofort nach Hause gelaufen und war besonders wachsam. Sobald ich zu Hause war, bin ich in der Wohnung geblieben und habe auf den nächsten Tag gewartet.“ So habe er die Attacken überstanden.

Nach Simbabwe, zu seiner Familie, hat Ha'Tikwah dank WhatsApp einen guten Draht. „Wir kommunizieren fast täglich, wir haben eine Familien-Chatgruppe.“ Regelmäßig unterstützt er sie mit in Südafrika verdientem Geld – und doch weiß er, dass das Leben in Simbabwe hart für sie ist. „Wir stellen fest, dass sie irgendwie durchkommen, was heißt, dass sie sich an die Gegebenheiten angepasst und einen Weg zum Überleben gefunden haben. Wir hier in Südafrika wissen gar nicht, wie sie es machen“, sagt Ha'Tikwah. „Sie sagen immer, es sei hart – aber sie machen weiter.“

3.12 Neville Starling: Auf der Suche nach Identität

Am 6. September 2019 postete Neville Starling bei Instagram ein Foto mit der Unterzeile: „Nachdem ich bei Stromausfall aufgewacht bin, frage ich mich unwillkürlich, ob dieser Mann wirklich tot ist.“ Zu sehen ist ein gerahmtes Porträt

Robert Mugabes aus den 1980ern, also in seinen ersten Jahren an der Macht, das auf schlammigem Boden steht, gegen eine schmutzige Hauswand gelehnt. „Hinter den sicheren Unsicherheiten zur Zukunft Simbabwes steht zu gewissem Grad Trauer für einen der Männer, die Simbabwe befreiten.“

Als ich Neville knapp acht Wochen später treffe und ihm eine Frage nach Mugabe stelle, antwortet er mir, was das Gute über „Bob“ sei – den verbreiteten Kosenamen verwende er aber ironisch: „Ich machte mir nicht so viel aus ihm – viele Leute hassten ihn ja regelrecht.“

Das Thema, das Neville Starling in seinen vorerst letzten Monaten in Simbabwe stärker beeinträchtigte, steht ganz am Anfang des Posts: Der ständig abgeschaltete Strom machte dem Künstler sein Schaffen zunehmend unmöglich. „Ich bin buchstäblich nicht in der Lage zu arbeiten“, sagt der 31-jährige weiße Simbabwer. „Meine Arbeitsweise braucht Strom, deshalb musste ich nachts arbeiten, so wie in Simbabwe die Mütter nachts die Wäsche bügeln. Nach ein paar Monaten konnte ich nicht mehr geradeaus denken, ich litt, ich konnte tagsüber nicht schlafen. Deshalb bin ich hier.“

Hier – das ist in Johannesburg, im Stadtteil Fordsburg, in einem Atelier-Komplex, den viele junge Künstler nutzen. Im großen Nachbarräum, durch den ich das Gebäude betreten habe, wird gehämmert, gebohrt und lackiert; morgen beginnt eine Ausstellung. Neville hat sich einen Arbeitsplatz gemietet, vielleicht 30-40 Quadratmeter mit Betonfußboden, abgetrennt durch eine raumhohe weiße Rigips-Wand. Den hinteren Teil hat Starling so eingerichtet, dass er ihn mit einem schweren Vorhang schnell zur Dunkelkammer umfunktionieren kann; darin entwickelt er die Fotos, die er mit einer Kamera aus den Anfangstagen der Fotografie anfertigt. „Viktorianisches Zeitalter“, sagt Starling: Beim 1851 erfundenen Collodion-Verfahren werden Glasplatten mit Chemikalien befeuchtet, die Aufnahmen müssen nach der Belichtung entwickelt werden, bevor sie getrocknet sind. „Die Themen, mit denen ich mich häufig beschäftige, sind Erinnerung und ihre Verbindung zur Zeit und wie Erinnerung korrumpiert werden kann“, sagt Starling. „Was treibt Wandel an, was schläfert ihn ein, das interessiert mich.“

Dass er nun in Südafrika lebt, ist kein radikaler Bruch in seinem Leben: Starlings Mutter ist Südafrikanerin, und er hat in der Vergangenheit schon ein paar Jahre in dem Land gelebt. Starling kam 1988 in Bulawayo zur Welt, und wenn die Lage in

Simbabwe ihn im Oktober 2019 nicht gezwungen hätte, von dort fortzugehen, hätte er auch weiter seinen Lebensmittelpunkt in Bulawayo. Als er so von den Umzügen nach Südafrika und wieder zurück erzählt, und von seinen Geschwistern, die beidseits des Limpopo wohnen, interessiert mich, zu welchem der beiden Länder er sich verbundener fühlt: „Ich fühle mich definitiv mehr simbabwisch als südafrikanisch.“

Aber an diesem Punkt ist die Identitätsfrage für Starling noch lange nicht abgeschlossen: „Als Nachfahre weißer Siedler hinterfrage ich die Zugehörigkeit zu Simbabwe und Südafrika“, sagt Neville. „Das beschäftigt mich mehr und mehr – ich kann nicht einfach sagen, ich bin Simbabwer oder Afrikaner oder was auch immer. Ich bin noch zu keinem endgültigen Ergebnis gekommen.“ Sein Großvater väterlicherseits lebte im zu Britisch-Indien gehörigen damaligen Birma, heute Myanmar. Nach der Unabhängigkeit kam die Familie nach Rhodesien. Unter den Vorfahren seiner Mutter waren deutsche Juden, die zur Zeit des Nationalsozialismus auswanderten. „Auf der Seite meiner Mutter gibt es aber auch Waliser, auf der Seite meines Vaters Spanier, offenbar irgendwo noch Russen, ich bin sowas wie ein Mischling, ein Straßenkötter“, sagt Starling und lacht.

Was ihn noch wesentlich mehr beschäftigt: „Mein Vater ist ein Goldgräber. Etwas, was ich entschieden ablehne, und weshalb ich mich überhaupt so sehr damit beschäftige: Der Hauptgrund, hierher zu kommen, war die Ausbeutung der Rohstoffe, und die Ausbeutung von Arbeitskräften, um sie zu bearbeiten.“ Die Bergbaustadt Gwanda, in der Neville einige Jahre seiner Kindheit verbrachte und wo sein Vater immer noch lebt, beschreibt er als „extrem rassistisch, bigott, homophob, misogyn, und so weiter. So dogmatisch.“ Die weiße Bevölkerung dort wolle niemals über Dekolonialisierung reden, weil das bedeute, ihr privilegiertes Leben zu verändern. „Manche glauben immer noch an eine Überlegenheit der Weißen.“

Für 2020 hat Neville Starling ein Kunstprojekt geplant, in dem er sich mit dem Gold und der Rolle der Weißen im südlichen Afrika auseinandersetzt – und damit auch mit seiner eigenen Identität.

4. Fazit – Wie geht es weiter für die „Born Frees“ von Simbabwe?

Eigentlich sollten die „Born Frees“ gerade die alles bestimmende Generation in Simbabwe sein: Zum Zeitpunkt der Wahlen im Sommer 2018 waren mehr als 60 Prozent der registrierten Wähler zwischen 18 und 40 Jahre alt. Beispiele wie das von Kudakwashe Dhliwayo, der Recycling-Gründerin in Bulawayo, zeigen, zu was diese Generation fähig wäre. Aber leider überwiegen, sowohl in diesem Bericht als auch in der restlichen simbabwischen Gesellschaft, die Fälle, in denen junge Menschen ihr Potenzial nicht einmal ansatzweise ausschöpfen können. Denken wir nur an Awadil Farooqi*, der in seiner Fabrik in Harare zusehen muss, wie die Maschinen einstauben. Oder Spencer Manyuchi*, der seit Jahren in seinem Vorgarten abhängt, weil er, wie er sagt, sich nicht leisten kann, die Vorarbeiter zu bestechen, um einen Job zu bekommen. So entsteht ein gewaltiger Brain-Drain: Gut ausgebildete junge Erwachsene wie Paul Tongofa* sind es leid, sich von inneren Umständen Simbawwes einpfuschen zu lassen, während sie genau wissen, dass ihnen anderswo alle Möglichkeiten offenstehen. Oder sie sind schon gegangen, wie Ha'Tikwah, dessen wichtigster Dienst an der simbabwischen Gesellschaft längst die Rücküberweisungen an seine Familie geworden sind.

In Harare habe ich mich mit Setfree Mafukidze unterhalten, einem der Gründer einer Organisation namens Youth Advocacy for Reform and Democracy (YARD). Mafukidze wurde in Rhodesien geboren, zwei Monate, bevor das Land unter dem neuen Namen Simbabwe unabhängig wurde. In jungen Jahren war er sogar Mitglied in der Regierungspartei Zanu-PF, bevor der von Gewalt und einer regelrechten Vernichtungskampagne gegen die Oppositionspartei MDC geprägte Wahlkampf von 2008 ihn davon Abstand nehmen ließ. Nach seinem Austritt gründete er YARD, weil er gemeinsam mit seinem Mitstreiter ein Problem identifiziert hatte: „Das Problem in unserem Land ist, dass junge Leute nicht in der Politik sind.“ Sie politisch zu befähigen, ist das wichtigste Ziel von YARD – egal, für welche Partei.

„Sie lassen die alten Garden, die Veteranen aus dem Unabhängigkeitskrieg, den Laden schmeißen“, klagt Mafukidze. „Schlimmer noch: Veteranen sind die Leute, die mittlerweile Ende 60 oder sogar über 70 sind. Ihre Zeit ist vorbei, es ist Zeit für die Jungen, sich einzubringen und der Welt und auch den Veteranen zu zeigen, dass auch junge Menschen Führungsverantwortung übernehmen können.“ Man könne

schließlich nicht mehr verlässlich mit Emmerson Mnangagwa planen: „In zehn Jahren ist er 86 Jahre alt!“

Mnangagwa ist nur der mächtigste der vielen Veteranen, die auch 40 Jahre nach Simbawes Unabhängigkeit noch die meisten Schlüsselstellen im Machtapparat kontrollieren. Das äußert sich nicht nur in der verhältnismäßig geringen Repräsentation der „Born Frees“, sondern auch in einem Politikstil, der sich seit den Tagen des Freiheitskampfes nicht grundlegend verändert hat. Damals wie heute wird bedingungslose Gefolgschaft erwartet – wer Kritik äußert, so berechtigt sie teilweise auch sein mag, hat es schwer. Obey Sithole, der Anführer des Jugendflügels der Oppositionspartei MDC, sagte mir: „Wir haben es mit einem Militärdiktator zu tun, der keine misstönigen Stimmen duldet.“

Schon während meines Aufenthalts, insbesondere aber in den Wochen danach, wurde ein simples Muster sichtbar: Von der Opposition angemeldete Demonstrationen werden torpediert; jene von der Regierung künstlich aufgeblasen. Trotzdem gelingt es offenkundig nicht immer, genügend Claqueure für eindrucksvolle Bilder aufzutreiben: Am Vortag einer Kundgebung gegen US-Sanktionen im Oktober sah ich den von der Regierung bereitgestellten Sonderzug in Bulawayo losfahren. Allerdings machten kaum Bürger von der Freifahrt in die Hauptstadt Gebrauch. Den Tag der Demonstration selbst, den 25. Oktober, hatte die Regierung zum Feiertag erklärt, damit möglichst viele Bürger kommen – und trotzdem war die Kundgebung nur spärlich besucht. Vermutlich dachten jedoch große Teile der Bevölkerung ähnlich wie der Taxifahrer, der mich in Bulawayo zum Bahnhof gebracht hatte: Was nütze ihm ein Feiertag, wenn er dringend darauf angewiesen sei, etwas Geld zu verdienen?

In diesem Fall ging es mit den Sanktionen der USA um eines der seltenen Themen, in denen die Bevölkerung überwiegend die gleiche Position vertritt wie die Regierung. Die multidimensionale Krise, in der Simbabwe sich derzeit befindet, bindet so viele Kräfte und Ideen der Menschen auf das tägliche Überleben, dass vielen kaum noch Energie zu politischer Betätigung bleibt. Und bei politischen Aktivitäten, die der Regierungsposition widersprechen, wäre der Preis, beziehungsweise das persönliche Risiko, noch um ein vielfaches höher, wie die Geschichten von Samantha Kureya und Makomborero Haruzivishe belegen: Wer Kritik übt, muss mit Repressionen rechnen, die – glaubt man den Vorwürfen der

Betroffenen – von der Regierung selbst orchestriert werden. Darin würde sich das Mnangagwa-Regime inzwischen kaum mehr von Mugabes Herrschaftsform unterscheiden.

Das frühe Mugabe-Regime hatte den Ruf, missliebige Stimmen durch Sabotage, die mysteriöse Autounfälle zur Folge hatte, zum Schweigen zu bringen. Die Entführungen, die sich 2019 besonders häuften, gelten vielen als Fortführung solcher Anschläge – als staatlich organisierter Terror gegen die eigene Bevölkerung. „I don't want my people to be tricked by mercenaries“, sang Bob Marley 1979 in Zimbabwe, dem Soundtrack zur kurz darauf errungenen Unabhängigkeit: Ich will nicht, dass meine Leute von Söldnern hereingelegt werden. Zu vielen Zeitpunkten der simbabwischen Geschichte, auch heute, stellt sich die Frage, ob Marleys Hoffnung auf ein freies Simbabwe so eingetreten ist. Manche meiner Gesprächspartner, zum Beispiel MDC-Jugendführer Obey Sithole, attestieren längst, dass es sich bei der heutigen Regierung um eine schwarze Minderheit handele, die ihre eigenen Brüder und Schwestern unterdrücke. Sogar die Schergen, die kritische Stimmen durch Entführungen einschüchtern, halten viele für Handlanger der Regierung.

Viele meiner Gesprächspartner haben sich ähnlich geäußert wie der in Johannesburg lebende Exil-Simbabwer Ha'Tikwah*: „Sie haben nur den Fahrer ausgewechselt, der Bus ist immer noch derselbe.“ Zwei Jahre nach dem Putsch sind immer mehr Simbabwer der Ansicht, dass das Problem gar nicht Mugabe allein war, sondern Zanu-PF. Niemand, mit dem ich zwei Jahre danach über den Machtwechsel von 2017 gesprochen habe, hielt ihn noch für den zunächst erhofften Neuanfang, sondern vielmehr für eine Rochade zur Wahrung von Kontinuität. Nicht nur weite Teile des heutigen Führungspersonals, sondern auch Mnangagwa selbst bekleideten bereits unter Mugabe Schlüsselpositionen des Machtapparats. Mnangagwa orchestrierte als Sicherheitsminister in den 1980ern die Operation Gukurahundi, bei der Schätzungen zufolge Zehntausende Menschen im südwestlichen Matabele-Land von staatlichen Truppen, der in Nordkorea ausgebildeten Fünften Brigade, ermordet wurden. Die Gewalt endete erst, als sich die von vielen Ndebele unterstützte Zapu-Partei von Joshua Nkomo der Zanu-PF unterordnete und so deren alleinige Herrschaft zementierte.

Die Kompromisslosigkeit, mit der die alten Garden den Erhalt eigener Macht und Privilegien sichern, erschwert nicht nur der jungen Erwachsenengeneration, an

politischem Einfluss zu gewinnen – sie trägt auch massiven Anteil an der desolaten wirtschaftlichen Lage, in der sich Simbabwe heute befindet. Der Historiker Christoph Marx, Professor für Außereuropäische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen, schreibt in seiner Mugabe-Biografie diesen Satz, der auch unter Mnangagwa weiter gilt: „Alle Gewaltmaßnahmen Mugabes hatten neue Gewinnchancen für seine zivilen und militärischen Helfer und Anhänger zur Folge, ohne Rücksicht darauf, dass die Ökonomie immer weiter zerfiel und der Kuchen, den sie untereinander verteilten, immer kleiner wurde.“

YARD-Mitgründer Setfree Mafukidze findet, dass junge Menschen unter der Krise besonders leiden – etwa, weil sie in dem Alter sind, in dem sie gerne ein Unternehmen gründen wollen, das dafür erforderliche Geld aber ständig weiter an Wert verliert: „Sie sind von der grassierenden Inflation vielleicht sogar härter betroffen als andere.“

Als ich im Frühjahr 2018, in der hoffnungsvollen Zeit wenige Monate nach dem Putsch, zum ersten Mal über die nun abgeschlossene Recherche nachdachte, hatte ich eine ganz andere Geschichte im Kopf: Ich wollte einer entfesselten jungen Erwachsenengeneration nachspüren, die nun endlich ihr Potenzial ausschöpfen und damit auch ihr Land nach vorne bringen kann. Ich dachte, hier entfaltet sich eine Geschichte der Hoffnung, von einer neuen Zeitrechnung, in der Simbabwe Visionen für eine Zukunft in Wohlstand und Freiheit entwickelt. Über die eineinhalb Jahre bis zu meinen ersten Schritten auf simbabwischem Boden hat sich die Lage dann aber immer weiter eingetrübt; spätestens seit den tödlichen Gewaltexzessen der Sicherheitskräfte im August 2018 und im Frühjahr 2019 hat sie sich zusehends verfinstert.

Statt in ein Land im Aufbruch zu reisen, habe ich ein Land erlebt, in dem Wasser, Lebensmittel, Strom, Benzin, Bargeld, – quasi alle täglichen Bedarfe –, derart knapp sind, wie ich es mir kaum hätte vorstellen können, jedenfalls nicht in Friedenszeiten. Parallel zur ökonomischen Lage sind auch die gesellschaftlichen Freiheiten, die viele gerade erst im Aufschwung wähten, gefährlich in Bedrängnis geraten. Und mittendrin eine junge Erwachsenengeneration, die gerade am Zug wäre und auch alle Fähigkeiten mitbringen würde, um das Land voranzubringen. Stattdessen halte ich es kaum für übertrieben, wenn die Lehrerin und Eventmanagerin Sylvia Khumalo* mir in Bulawayo sagt: „Für mich sieht es düster aus. Düster, düster, düster.“

Und tatsächlich hat sich die Situation seit meiner Abreise weiter zugespitzt: Das gesamte südliche Afrika ist stark von einer Hungersnot bedroht – erst Mitte Januar 2020 sprach das UN-Welternährungsprogramm WFP von 45 Millionen Betroffenen in der Region. In Simbabwe ist mehr als die Hälfte der 14 Millionen Einwohner akut betroffen, warnte das WFP bereits im Dezember. Mindestens genauso erschreckend ist aber auch: Die drohende Katastrophe war seit Monaten bekannt; bereits in meiner ersten Woche in Harare las ich erschütternde Berichte darüber, was dem Land bevorstehen könnte. Trotzdem schlitterte das Land sehenden Auges in die Hungersnot. Im Januar erreichten mich die ersten Gerüchte, die ersten Menschen seien verhungert.

Wie kann es weitergehen in Simbabwe? Wie viel Leid die Menschen noch erdulden müssen, hängt erheblich davon ab, wie schnell das Land den Ausweg aus dieser politischen und wirtschaftlichen Sackgasse findet. Man kann nur hoffen, dass dies bald geschieht, bevor noch mehr junge Talente wie Paul Tongofa vom Brain-Drain erfasst werden und ihrem Land den Rücken kehren. Was mir jedoch viele sagten, ausreisewillige junge Menschen in Simbabwe genauso wie Simbabwe in der südafrikanischen Diaspora: Sie würden wohl zurückkommen, wenn sich die Lage im Land verbessert. Andere ziehen aus Liebe zu ihrem Land gar nicht in Erwägung, fortzugehen. Diese große Verbundenheit zu Simbabwe, allein darauf ließe sich schon etwas aufbauen.

Alle mit * gekennzeichneten Namen wurden zum Schutz der jeweiligen Person geändert.